

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 147

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Klaus Johannes Thies
Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort von
Hanns-Martin Rüter



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 147

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 147

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleich-
tem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Coverfoto: Silke Hennig, Fotos Innenteil: Silke Hennig
und Klaus Johannes Thies

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2026 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-2143-2

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Ich ist nur ein brauchbares Wort für jemanden, den es
nicht wirklich gibt.
Virginia Woolf



Inhalt

Vorbemerkung 12

Teil 1

Aus: Unbedingte Zunahme
Wenn ich meinen Bruder sehe ... 13

Aus: Schurrmurr
Cinema 16
Monte Carlo 20
Mit meiner Schwester und Stéphane Audran 22
In dieser Besetzung 24
Vierundsiebzig Kilometer vor Bremen 27
Eine Stimme auf Kassette aus Ostende 29
Links der Regenschirm und draußen der Regen 31
Abriß der Kunstgeschichte 32
Sehstau 33
Im Sonderzug nach Bremen 34
Handlung mit Pfiff 35
4 Minuten und 25 Sekunden 36
Meine Lieblingssachen 38

Aus: Die Dunkelkammer unter dem Rock
Morland Estate, Nummer 39 40
Alexander Kluge in London 41
Café Camus 42
Der Plural von Picasso 43
Mambo Light in Mecklenburg 44
In der Rußheide nah an den Stauteichen 46
Die fünfziger Jahre in Bottrop oder in Datteln 48
Familienfoto 50
Viel zu spitz und trotzdem Lothar 52
Emmerich

Basler und der Pfosten	54
Für den am 24. November 1968 in Klein- ochsenfurt gehaltenen Elfmeter	55
Aus: Unsichtbare Übungen	
Mit meiner Mutter im Speisewagen der Deutschen Bahn	56
Ich erinnere mich an unsere Garderobe im Flur	57
Die Hand von Milutin Šoškić	58
Lied für ein alleinstehendes Gebüsch	60
Junge Lungen, sehr weit offen	61
Mit Friederike in Bielefeld	62
Große neue Köpfe	64
Die Deutsche Grammophongesellschaft	65
Kann weg	66
Bonnard	67
Der neue Torwart von Bologna (für Zvan)	68
Ein Photo aus einem anderen Jahrhundert	69
Aufmerksame Alpen	70
Rheda-Wiedenbrück	71
Die letzte Inspektion	72
Nichts Schöneres, als bei IKEA Pommes zu verputzen	73
Meine Briefe an Beckett	74
Schwarzes Bild	76
Verwirklichung in Cis	77
Aus: Aus meinem Fenster	
09.07.2005	78
21.07.2005	80
22.07.2005	81
19.11.2008	82

23.01.2009	83
01.06.2010	84
Aus: Tango ohne Argentinien	
Der Rest von mir	85
Spät aufstehen	86
Morgendämmerung á la Katz	87
Zu viel Feuilleton	88
Nach der Probe	89
Winkler am Abend	90
Mutterschulden	91
Das Entscheidende fehlt	92
Party mit Personen	93
Sommertag (nach Gerhard Richter)	94
Taubenübertragung	96
Elizabeth Bishop	97
Dieser schöne Opel Kapitän	98
Ich bin der Busfahrer	99
Erkundungen an mir von hinten	100

Teil 2

Aus dem Archiv	
Bielefelder Selbstgespräche	101
Die Wahrsagerin	102
Felder	103
Kopf mit Unsinn und mit Obst verstopft	104
Am Ende ist doch alles immer richtig	105
Warme, aufgewärmte Abendbilder	106
Das alte Personal	107
Ferien an der Autobahn	108
Ich pfusche mich so durch dir Tage	109
O.T.	110
Sich vergnügen an Etüden	111
Tutu	112
Balkonstudie	113
Ungenauer Sendeschluß	114
Das Wetter macht nicht mit	115
Unser unerfülltes Leben	116
Heimweh zum Gummibaum	117
Nivea und Cappuccino	118
Parkplatz am Sonntag	119
U-Bahn, Uhlandstraße	120
Abendlied kursiv	121
Bis zur Küche winken	122
Edward Hopper: »Automat«	123
Eine Kerze für mich	124
Wo bei mir hinten ist	125
Es roch so weiß wie Bademäntel	126
Auf nach Wladiwostok	127
Kampf ums Wohnzimmer	128
Seeblick: Lassahn	129

Märchenhafter Rückpass von Franz Beckenbauer	130
Ceramica Cleopatra	131
Das Wetter in den Bilderbüchern	132
Frau Niepenberg	133
Fünfundachtzig Kilo	134
Gedicht mit Panne	135
Moderne Erinnerung an Omsk	136
In roter Farbe und mit Liszt	137
Typische Küchengeräusche	138
Die nächste halbe Stunde	139
Anne Schotten	140
Die Geschichte der Froschfamilie	141
Die Geschichte von mir und meinem Lastkraftwagen jetzt um acht	142
Dieses alte Autofahren	144
Ein kleines Gelb vielleicht	146
Goldfische als Fahrtenschwimmer verkleidet	147
Nachwort	148
Kurzvita	151
Textnachweise	152
Dank	154

Vorbemerkung

Die vorliegende Textauswahl aus dem literarischen Schaffen von Klaus Johannes Thies ist aufgeteilt in zwei Abteilungen. In der ersten sind 65 Texte aus seinen sechs zwischen 1986 und 2020 erschienenen Buchveröffentlichungen aufgenommen. Der Abdruck der Texte folgt dem chronologischen Erscheinen der Bücher. Die 45 Texte in Teil 2, *Aus dem Archiv*, sind hingegen sämtlich Erstveröffentlichungen. Begonnen wird mit einem kurzen Auszug aus *Unbedingte Zunahme*. Der im Untertitel aufgeführten Zuordnung *Roman* entzieht sich der Text allerdings weitgehend. Vielmehr ist in ihm inhaltlich schon das zukünftig werkbestimmende Vorgehen von Klaus Johannes Thies angelegt: Ein Schreibverfahren, das in kurzen, meist eine oder zwei Seiten nicht überschreitenden Texten einen Erzähler seine (Um-) Welt beobachten, wahrnehmen und dokumentieren lässt. Folgerichtig sind die weiteren Bücher untertitelt mit: *Miniaturen*, *Geschichten*, *Phantasien*, *Rhapsodien* und *Shorts*. Inhaltlich sind all diese Texte unabhängig voneinander zu lesen, allenfalls findet sich das eine oder andere Motiv erneut aufgenommen. Eine Ausnahme stellt in diesem Zusammenhang der Band *Aus meinem Fenster* dar, denn die darin tagebuchartig verfassten Kurztexte sind einem Erzähler zugeordnet, der von seinem Küchenfenster aus Parkplatzbeobachtungen unternimmt.

Teil 1

Aus: Unbedingte Zunahme

Wenn ich meinen Bruder sehe, fallen mir Namen ein, sie fallen mir nur in seiner Gegenwart ein. Eine Geste von ihm, eine bestimmte, unbeabsichtigte Bewegung, bewirkt etwas in mir, ohne daß er bemerkt, was er da anrichtet; sitzt einfach so da, nippt behäbig am Kaffee und ...Nichts und. Solange er hier ist, spukt's.

Weiter im Text. Den ganzen Tag hab ich mich gereckt und gestreckt. Des Nachts geht's dann doch wieder ins Bett. Das ganze Strampeln und Schöntun: Hat mich jemand gesehen? Entzückend, wie Sie heute wieder aussehen! Wie machen Sie das? Machen Sie das nur mit Wasser? Jeder Kontakt mit der Außenwelt ist eine Entzündung. In jeder Hand befindet sich ein ansteckender Herd. Unabänderlich Zerrissene, in jeder Hand ein Heimweh nach überall und zu sich zurück.

Zwei Menschen schütteln ihre Hände. Sie grüßen, sie beglückwünschen sich. Wozu? Begreife, wer kann. Begreifen sie sich? Sind sie sich einig? Sie verlängern das Schütteln, bis das Bild fertig ist. Die Fotoreporter halten die Verbindung fest. Scheinwerfer strahlen die Verbundenheit an. Am nächsten Tag in der Zeitung. Ein Fortsetzungsroman.

Anfang, Anfang! Es gibt keinen Anfang. Ich habe schon angefangen. Meine Existenz existiert. Davon gehen ab hundert Mark Miete wöchentlich, dreißig Mark Strom, Gas und Wasser, siebzig Mark ist der Rest, und ich hoffe, daß die Woche bald – zu Ende ist.

Um mich auszuhalten, muß ich mehr als einer sein. Kleines Orchester: Tanzmusik. Wie verschlossen auch immer ich tagsüber bin, nachts bin ich endgültig ver. Jeder

für sich allein, in seiner Möglichkeit, in seiner Unmöglichkeit. Mehr fällt mir nicht ein.

Auf dem Weg zur Buchhandlung, ich ging gerade an einer Baustelle vorbei, sagte ich zu mir, vielmehr dachte ich zu mir: Rückzug, noch mehr Rückzug. Du erträgst diese Freundlichkeiten immer weniger. Sag Guten Tag, leg das Geld auf den Tisch und geh, an der Weser entlang, zwischen Möwen und Enten. Keine Gebißreihe mehr sehen. Habe ich das gedacht? An der Baustelle stand es in einem Satz, nur, ich fand ihn nicht mehr. Stattdessen sah ich eine Mutter plus einen Sohn die Contrescarpe hinaufgehen. Jeder in sich vertieft: Sohn/Kopfhörer, Mutter/Boden. Und um sie herum: Lärm. Die Verständigung war überflüssig geworden. Er war der Sohn. Sie war die Mutter. Den Rest kannten sie schon. Es ist gut, mit sich selber zu sprechen. Sich zusprechen. Sag den Satz noch mal!

Keinem ist daran gelegen, diesen, meinen nächsten Satz auszusprechen. Du bist bereit zuzuhören? Warum? Du leistest diese Vorgabe, um gleich selber sprechen zu können. Ein Satz, so wichtig er sein mag, ist einer unter tausend anderen. Seine Bedeutung erschlägt die seines Vorgängers. Ich brauche nur ein Buch auf das andere zu legen, schon ist das untere unsichtbar = unterlegen.

Gewalttätig geht die Gegenwart mit der Vergangenheit um. Sie macht sie unsichtbar. Es ist immer nur einer wirklich da. Wir operieren im Singular. Ist das klar!

Ein Thema verdrängt das andere. Stichwort und Wettbewerb. Wir sind Verschwommene, weil wir alles haben wollen. Der Sätze sind zu viele; Gespräche – Erinnerst du dich? – verfallen rasch. Schweigen dagegen ein Segen nach all den Reden.

Ich muß an der Stelle vorbeigehen, an der meine Katze Pola überfahren worden ist. Ich muß mich dazu zwingen. Ich kann diese Stelle nicht auslassen. Auch diese Stelle gehört zu meinem Leben.

Da lag eine Frau und sonnte sich. Jetzt ist die Stelle kalt.
Ein Monat liegt dazwischen.
Viele Ereignisse, viele Menschen, und ich addiere mich
hinzu. Ich, meine Handlungen, meine Ereignisse mi-
schen sich mit den unvorhersehbaren Handlungen der
anderen. Sie kommen, sie sind da, verschwinden. Zu-
rückgekehrt, daheim, bin ich vollkommen der Singular,
gewissermaßen minus eins: Ich habe mich aus den Ereig-
nissen zurückgezogen und bin mir selber eins, ein mir
allzubekanntes, von draußen abgezogenes, in einem vor-
gegebenen Raum. Ich spiele darin, nah an der Null, hart
an der Handlungsgrenze. Sieh dir nicht so genau zu.
Keine Handlung ist auch eine Handlung.

Aus: Schurrmurr

Cinema

Alles hat einen Anfang, selbst wenn man so tut, als ob man ohne Anfang auskäme, aber man kommt nur über den Anfang in die Geschichte hinein, ohne anzuklopfen, durch die Tür, die sperrangelweit offensteht, durch die so viele schon hineingegangen sind und dann gefesselt wurden, ohne daß sie es gemerkt haben, und dann gibt es die, die sich in der Tür geirrt haben, die sich die falsche Nummer aufgeschrieben haben, und das haben sie nun davon, und dann gibt es die, die es eilig haben, als könnten sie die verlorene Zeit einholen – sie schlagen irgendeine Seite auf und glauben einen Vorsprung gewonnen zu haben, aber das stimmt nicht, und trotzdem beginnen sie dort, statt hier anzufangen, wo man normalerweise anfängt – der Vorhang öffnet sich, und die Geschichte beginnt, und natürlich beginnt sie im Dunkeln, damit die Wirklichkeit nicht durchdringen kann, das fahle Tageslicht und die Besorgungen, die noch zu erledigen sind, und all das, was uns ablenken könnte, die Werbung, und das Fräulein, das uns die Kinokarten gleichgültig abreißt, und der Buchhändler, der uns das Buch verkauft hat, ohne zu wissen, was in dem Buch steht, und all die anderen, die mitverdienen wollen an unseren Träumen, sind jetzt ausgesperrt, und draußen ist es kalt und ungemütlich, und drinnen ist es warm, und jeder ist schon etwas aufgeregt, und keinem läuft die Zeit mehr weg, und wo sind die Parkplätze, die immer alle besetzt sind, aber zum Glück sind wir heute zu Fuß, und wir haben uns die richtige Hausnummer aufgeschrieben und den Namen des Kinos, und die Sitze sind weich und rot, wie in einer Gondel, und das ist genau

das richtige Wort, um anzufangen, mit diesem wunderbaren Abschiedsgefühl, wenn es dunkel wird und wir uns um nichts kümmern müssen; die Menschen um uns verschwinden und die Erwartung steigt, wie eine Katze schnurrt sie in unserem Bauch und ist neugierig auf das, was kommt, denn irgend etwas fängt jetzt an, und mit der Karte, die uns berechtigt, einzusteigen, klettern wir in die Geschichte, ohne uns vom Fleck bewegen zu müssen, klettern wir immer tiefer hinein, wie weggetreten von unserem schlechten Gewissen, das seine Arbeit einstellen muß, wie alle schlechten Geschichten, die nach Mundgeruch riechen, wir lassen sie jetzt einfach allein. Um anzufangen, benötigen wir nichts als ein bißchen Aufmerksamkeit. Die Hände dürfen sich ausruhen. Die Beine stehen jetzt niemandem mehr im Weg, und die Stoffe, die sich so viel Mühe gegeben haben, aufzufallen, sind jetzt dunkel geworden, wie die Röcke, die endlich Zeit haben, hochzurutschen. Niemand paßt auf sie auf. Denn natürlich sind jetzt alle abgewandert zur Leinwand und neugierig auf das, was da gleich passieren wird. Vielleicht wird ein Unfall gezeigt, oder man sieht eine Wohnung in der Ravensberger Straße, den Ofen im Kinderzimmer und die Spielsachen, die auf den Tisch liegengeblieben sind, das Tipp-Kick-Spiel und die Sportillustrierte mit Tilkowski auf dem Titelbild, und man sieht, wie er durch Brasilien fliegt, wie ein Panther fliegt er durch die heiße Sambaluft, und seine Knie bluten immer noch, aber sie bluten für Deutschland, und er hat den Ball aus dem Winkel geholt, diesen unhaltbaren Ball. Dafür hat sich die Wunde gelohnt und die Schmerzen im Ellbogen, und auf dem Rücken trägt er die Nummer Eins, die quer in der Luft liegt, die deutsche Wertarbeit. Noch steht es 0:0, und man sieht die leuchtenden Trikots der dunkelhäutigen Spieler, die den Ball wie Sambatänzer streicheln, lauter Feinmechaniker, und dazu hört man die Gitarre von Baden Powell: »A Felicidade« ... und man wünscht sich,

die Zeit würde stehenbleiben, und sie ist auch stehengeblieben, denn noch immer sitzen die Kinder am Tisch und spielen Tipp-Kick, und Tilkowski läßt es sich nicht nehmen, mit der Mütze auf dem Kopf durch die warme Strafraumluft zu segeln. Zwanzig Jahre hat er sich nun schon dort oben gehalten, und noch immer ist er nicht runtergefallen, und man hört den Beifall der Zuschauer, die seine Parade bewundern, und man hört das Bullern des Ofens, der jetzt langsam warm geworden ist, wie der Anfang, und den Mittagsschlaf hört man auch, das Schnarchen des Vaters, und man sieht die Westfälische Zeitung, die auf seinem Bauch liegt, als hielte auch sie Mittagsschlaf. Aber Konrad Adenauer ist wach und gibt jemandem die Hand, und natürlich ist es De Gaulle, und der Beginn der deutsch-französischen Freundschaft, die endlich angefangen hat. Ein paar Sekunden hat sie Zeit, auf der Leinwand zu erscheinen, aber dann ist die Geschichte schon wieder weitergegangen, und es bleibt nur, was uns Opa und Oma erzählten, die Bilder, die sie im Kopf hatten, die Reste, die wir zusammentragen, und jetzt gehören sie uns, der Krieg und Tilsiter Tassen, die Angst vor den Russen, und draußen ist es kalt, und wir sitzen gebannt vor dem Sofa; denn ein Sofa gehört schon dazu. Wo sonst sollte die Oma sitzen, und ohne Oma gäbe es keinen Streuselkuchen und keine Vergangenheit und keine Geschichten aus Ostpreußen.

Im Radio spricht der Norddeutsche Rundfunk und die Klassenlotterie, und Robert Lembke befragt eine Hörerin, die nicht »Ja« und nicht »Nein« sagen darf und nicht »Schwarz« und nicht »Weiß«. Aber so sehen die Bilder aus mit den Onkeln und Tanten, die sich noch einmal wie früher bewegen dürfen. Sie nicken mit dem Kopf, lachen und winken in die Kamera, obwohl sie schon lange gestorben sind, sterben sie nicht aus, die alten Bilder von der Konfirmationstafel erheben sich, wenn man es ihnen gestattet, gemeinsam mit den alten Frisuren

und der Kleidung von damals, noch bevor Tilkowski im schwarzen Pullover den Ball mit der Hand abschlug. Wie eine knirschende Schallplatte hört sich das an, und noch einmal singt Maria Callas, und ergriffen sitzen wir vor ihrer großen Gestalt und hören »Casta diva« und suchen nach den Taschentüchern. Der Vorhang öffnet sich, und die Geschichte beginnt.



Monte Carlo

Rosa, wie Tortenstücke, von denen alte Damen, wenn sie Fieber haben, träumen, stehen sie dichtgedrängt an der Küste, jawohl: auch Wolkenkratzer kennen die Sonnen- und Schattenseiten des Lebens, aber sie lassen sich leichter ertragen, wenn man in einem Steuerparadies steht. Polizisten in eleganten weißen Damenhandschuhen dirigieren eine Ferrari-Rolls-Royce-Sinfonie. Amerikaner trifft man häufiger als Bäume. Müllmänner tragen schicke Phantasieuniformen und sind mit Staubsaugern unterwegs. Die Herren der Welt haben sich in der Adonis-Bar eingefunden, während die Damen derselben Welt einkaufen müssen. Umsonst ist nur das Treppensteigen. Aber wer kommt nach Monte, um die Treppen zu besteigen? Am späten Vormittag trifft man die ersten Nachwuchsdamen, die sich sehr gern bedienen lassen. Wer jetzt noch nicht kann, kann sich am Motor eines Rennbootes abreagieren, doch außer dem Blau der Côte d'Azur gibt es um diese Zeit nichts, was gekreuzt werden kann. Die 3-Mast-Yacht mit Fürst Rainier an Bord ist zum Mittagsschlaf unterwegs. In Muße kann man den bronzenen Kardinal betrachten, der aussieht, als würde auch er gleich zum Meer abheben. Neben dem aufgeblasenen, fetten Pärchen von Botero steht ein Pärchen, fast ebenso dick. Eine dürre Japanerin versucht diese Fundstücke zu fotografieren. Wir kommen pünktlich zum Tennismatch Becker gegen Lendl im Country Club an. Wer zuwenig Geld hat, geht natürlich ins Spiellokal. Hier leben die alten Damen, hier leben sie auf, indem sie ihr Leben am Spieltisch verlieren. Lauter alte Damen, ohne Kaffee und Kuchen, rings um die grünen Glückstische gedrängt.

Vielleicht liegt es an Monte Carlo, vielleicht weil ich dachte, Monte Carlo gibt es nicht, jedenfalls sehe ich Grace Kelly, wie sie durch den Hotelkorridor geht, von

Cary Grant bis zur Tür ihres Zimmers begleitet. »Auf alles ist man gefaßt«, schreibt Truffaut, »nur darauf nicht.«



Mit meiner Schwester und Stéphane Audran

Und so leben wir und genießen uns wie Blumen, indem wir den Duft von unseren Vorbildern einatmen ... Es sind kleine Pakete, die man uns verabreicht, Dosen, die Verwunderung hervorrufen, eine Frau wie Stéphane Audran, auf der Straße einer französischen Kleinstadt sehe ich sie wie schon vor zwanzig Jahren rauchen, worüber man damals noch staunte und immer noch staunt, wie gut das aussieht, und wie ihr die Zigarette steht, die Art, wie sie das schlanke Ding hält und sich emanzipiert mit dem Mann unterhält, der sie begleitet, und ich weiß, daß es dir nicht anders erging, damals, als wir vor diesem Spielfilm saßen und ihn inhalierten, obwohl wir noch nicht rauchen durften, so intensiv wie ich gestern abend, als ich die Audran in Farbe auf der Straße traf, wie wir vor zwanzig Jahren in Schwarz-Weiß, und immer noch verkörperte sie die Freiheit, die wir damals suchten, im Wohnzimmer und gleichzeitig auf einer kleinen französischen Landstraße, draußen, in der lauen Abendluft, mit der blonden Perücke auf dem Kopf, geht sie, ohne irgendeine Zeit zu brauchen, mit dem Schlachter durch den Ort spazieren, geht sie durch den Mief und durch den Klatsch hindurch, bis zur Haustür läßt sie sich begleiten. Und dir gefiel diese Einstellung, und wir taten so, als wären wir ebenfalls leidenschaftliche Straßenraucher, und am liebsten hätte ich dir eine Zigarette angeboten, die du ebenso elegant wie die Audran mit den Lippen halten würdest, und dann hättest du mir etwas aus deinem späteren Leben erzählt, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen, was bei einer Frau immer besser aussieht, und bei der Audran erst, zumal sie sich sonst so beherrscht, dem Schlachter gegenüber und überhaupt: sie war eine gute Lehrerin, und du, ebenfalls Lehrerin, saßest damals neben mir. Ich weiß nicht, warum ich dir das erzähle. Ich ging in die Küche, nach dem

Film, um zu rauchen, um alte Bilder zu gebrauchen.
Gut, daß sie ab und an wiederholt werden, sonst hätte
ich nicht an dich gedacht. Und so leben wir ...



In dieser Besetzung

Mit seiner Mutter, wie sie im letzten Moment auf die Toilette rennt, sich schon vorher ihren Rock hochzieht und die Tür sperrangelweit offen stehenläßt, weil sie keine Zeit mehr hat, sie zuzuziehen, und dann sitzt sie auf dem Topf und lacht, und er weiß nicht, ob er zusehen soll oder weggucken, aber ein bißchen neugierig ist er auch, schließlich ist sie eine Frau, auch wenn es seine Mutter ist, aber manchmal ist es schwierig, das auseinanderzuhalten, dieses Kichern, das nach Mädchen klingt, was ihr aber nichts ausmacht, denn sie lacht weiter, bis man nur noch die Spülung hört, so, als sei jetzt der Vorhang gefallen, und dann ist die Szene weg, der kleine Ausschnitt, dieser Schnipsel, den er sich aus seiner Kindheit aufbewahrt hat, ohne ergründen zu können, warum. Er konnte nicht einmal sagen, wie er darauf gekommen war, er wußte nur, daß er gestern plötzlich diesen Film vor Augen hatte, als er auf dem Bett lag, und dann dachte er, daß es vielleicht gut sei, diesen Filmausschnitt aufzunehmen und dann nach weiteren zu suchen, um sie dazuzustellen, so daß sie am Ende einen Film ergäben; ohne kostspieligen Apparat mit zwei Dutzend Mitarbeitern und den Schauspieler-Gagen, so eine Art Regisseur, dachte er, möchte er sein, sein eigener Fellini oder Godard, von jedem etwas, ein paar Sätze, in dieser Besetzung, mehr nicht. Sätze sind schließlich auch Bilder, und die Musik, die sich in den Sätzen befindet, dieses Material, dachte er, als gäbe es da noch etwas, das noch nicht genügend erforscht sei, eine kleine Marktlücke, noch viel zu wenig beleuchtet, und er freute sich auf diese Tätigkeit. So also könnte man anfangen, als erstes den Flur mit dem grauen Läufer zeigen und dann langsam die Waden hinaufklettern, sich hochtasten bis ans Ende der Strümpfe, und dann würde man sehen, daß sie ihren

Unterrock und ihren Rock hochgeschoben hat und gebückt mit zusammengekniffenen Beinen, kaum daß sie die Wohnung betreten hat, die Tür zur Toilette aufreißt ...

Sie ist fünfzig, so alt wie Catherine Deneuve, die er natürlich für viel geeigneter hielt, diese Rolle zu spielen. Man stelle sich das einmal vor: Catherine Deneuve. Wenn er so eine Mutter gehabt hätte, wenigstens am Wochenende, in einem schwarzen Kostüm, mit einem erstklassigen Parfüm, mitten in der Vorbereitung zum Konzert, mit seinem Vater an ihrer Seite, aber ob das gutgehen würde, in dieser Besetzung, sein Vater als Volksschullehrer neben der französischen Schauspielerin. Wie hätten sie sich verständigen können, und am nächsten Tag würden die Glocken um zehn läuten, und Catherine Deneuve würde sich weigern, so früh aufzustehen, um in die Kirche zu gehen.

Überhaupt: Bielefeld, dachte er, ist ein schwieriges Pflaster. Welcher Regisseur würde in Bielefeld einen abendfüllenden Spielfilm drehen? Am Helmholtz-Gymnasium und in der Ravensberger Straße, und Catherine Deneuve würde sich als Finanzbeamtin verkleiden. Um fünf hätte sie Feierabend, und dann käme sie, wie jeden Tag, ein paar Minuten später von rechts ins Bild, ja, sie würde ein Glencheck-Kostüm tragen und dazu die damals hochmodernen Schuhe, mit Pfennigabsätzen. Die klacken so schön, wie eine Melodie aus den sechziger Jahren. Die Kamera setzt ein und begleitet sie zu ihrem dunkelblauen Volkswagen, der, wie jeden Tag, in der mit Platanen gesäumten Chaussee steht, beinahe an der gleichen Stelle, direkt vor seinem Fenster, das wäre das Schlüsselbild, unterlegt mit der Mondscheinsonate von Beethoven. Es ist beinahe dunkel. Die Farbe Blau spielt die Hauptrolle in dieser Sequenz, und ihr Gesäß, das sich langsam, geräuschlos, bewegt. Sie ist gut, die Einstellung, und sie gewinnt durch die harte Arbeit und durch die Perfektion, mit der die Deneuve ihr Handwerk beherrscht.

Mit solchen Bildern würde er seinen Film speisen, als Regisseur, das ist seine Aufgabe, das sieht er sich gern noch einmal an, das mag er, vor allem dann, wenn es früh dunkel wird, und der Wind um die Ecken fegt, im kalten Dezember in London, an einem Tisch mit einer Glühbirne, die provisorisch auf einer Flasche Moët angebracht ist, der dunkelgrüne Schein ruft diese Bilder auf, diese und die folgenden, die im Moment noch unsichtbar sind.

Manchmal genügt ein kleiner Spaziergang, ein paar Schritte. Man sieht die Autos, die in der Straße parken.

Vierundsiebzig Kilometer vor Bremen

Beinahe wäre ich eingeschlafen, mitten auf der Autobahn, auf dem Beifahrersitz, neben deinen Beinen. Das Letzte, was ich erkennen konnte, war »vehicolo lonso«, was mir spanisch vorkam, was du gerade überholtest, aber du hast schon soviel überholt, daß ich langsam, aber sicher das Interesse am Überholen verliere. Eingeschlafen wäre ich und vielleicht nie wieder aufgewacht, wenn ich nicht plötzlich aufgeschreckt wäre, alle Hände voll zu tun, dich aus dem Wagen zu ziehen, mit der Decke auf dich einzuschlagen, um die Flammen zu ersticken, und jetzt kann ich natürlich erst recht nicht einschlafen, besser: ich behalte es für mich, damit du dir keine Sorgen machst, unnötig, vierundsiebzig Kilometer vor Bremen mit »Week end« und Godard anzufangen, schließlich kennst du den Film, vierspurig, ein Auto hinter dem anderen, mitten in diesem roten Meer von Feierabendlichtern unser kleiner Golf, macht einfach nicht schlapp, dieses brave Kerlchen, fast möchte ich dich bitten, anzuhalten, damit wir ihm gratulieren können, einen Klaps geben, auf den Hintern, weiter, immer weiter, Westkreuz, an jeder Kurve ein Kreuz, aber das war in Italien, schade, daß ich nicht schlafen kann, »in Niedersachsen«, sagt die Stimme, die dich wachhalten soll, »sollen die Freizeitparks auf Umweltverträglichkeit überprüft werden«. Vergeblich versuche ich mir mehrere Kilometer hintereinander, etwa bis auf die Höhe von Vechta, einen umweltverträglichen Freizeitpark vorzustellen. Wie übersichtlich dagegen das Bild auf dem Umschlag mit Brigitte Bardot und dem kleinen weißhaarigen Gabin im Hintergrund, den sie mit der klassischen Straps-Angel zu ködern versucht, in Frankfurt, in einer Buchhandlung, beinahe hätte ich mir das Buch gekauft, auf dem Gabin die Beine der Bardot auf Umweltverträglichkeit überprüft. Die Stimme im Radio und die schwarzen Bilder von Serra, vor wenigen Stunden war das, die Mondsichel über dem Westkreuz, wie auf den Bildern

von Beckmann, als wir uns zum Westkreuz aufmachten, mit all den Bildern im Kopf und den aralblauen Tankstellen und den Augen der Lastkraftwagen, die uns entgegenkamen und immer noch entgegenkommen, oben die kleinen und unten die großen Scheinwerfer, als wollten sie die Autobahn nach Stöckelschuhen absuchen. »Handtücher bis zum Anschlag ziehen«, las ich, während ich mir die Hände abtrocknete, aber du hast schon so viele Raststätten überholt, daß ich vergessen habe, in welcher, nachdem ich dich aus dem brennenden Wagen gezogen habe, wie gut, daß wir die Decke mitgenommen haben. Wechselweise sehe ich dich und dann wieder Bayern München, über dir, auf dem Bildschirm, während du vor deinem Kaffeebecher hinter mir etwas beobachtest, was ich nicht sehen kann. Ich verlasse mich auf deine Schilderung, kaum, daß ich dir zuhöre, in der Nähe des Strafraums, blaue Schilder, mit weißem P in der Mitte, ich überlege, was alles mit P anfangen kann. Wäre ich doch bloß auf dem Peifahrersitz eingeschlafen, statt dich aus dem Auto zu zerren, habe ich jetzt wieder die Nylonstrümpfe vor Augen, die durch die Beckmann-Ausstellung spazierten. »Guck mal«, sagtest du, »die hat die gleichen wie ich.« »Ob die Hautevolee auch auf den letzten Schrei hört?« fragt die Stimme, als hätte sie dir zugehört, wo du doch gar nichts gesagt hast, starr vor dem Steuerrad, vor dem blauen Schild mit den weißen Buchstaben »Brinkum« kann man davon ausgehen, daß wir heute davonkommen, siehst du – und gleich schlafe ich neben deinen aufmerksamen Beinen ein.

Eine Stimme auf Kassette aus Ostende

Sicher, man müßte ganz anders leben. Aber wenn es regnet, lebt man eben so, unter dieser Bedingung, ziemlich weit unten, unter den Wolken, raucht im Regenmantel auf dem Balkon, sieht in den Regen hinein, und weil man nichts zu tun hat vielleicht, hört man sich eine Kassette an. Und ich muß sagen: Mir gefällt sie, auch wenn sie genauso betrübt klingt, wie ich sie in Erinnerung hatte. Aber so scheinen Schriftsteller sprechen zu müssen, zumal wenn sie über Ostende sprechen, über den Regen und über die unendliche Traurigkeit beim Blick auf das Meer. »Man wundert sich über die wenigen Veränderungen«, heißt es an einer Stelle – ein Satz, den ich mir aufgeschrieben habe, den ich mir aufschreiben würde, oder anstreichen, wenn ich ihn in einem Hotelzimmer in Ostende entdeckte, so wie man ihn in einem Ihrer Texte entdeckt, in einem der vielen Texte, die Sie geschrieben haben, seit damals, als ich jung war und gierig in Ihren Büchern las. Es kam mir vor, als täte ich etwas, was man normalerweise nicht tun darf: eindringen in eine fremde Geschichte, in Gedanken, die jemand in einem Hotelzimmer in einem Notizbuch hinterließ, darin blätterte ich hastig und natürlich viel zu oberflächlich, als hätte ich Angst, daß Sie jeden Augenblick hereinkommen, im Regenmantel und mit einer Reisetasche. So stelle ich mir Sie vor, nicht wie einen Schriftsteller, sondern eher wie einen Vertreter, entschuldigen Sie, wie einen von diesen Hausierern, die etwas anbieten, was man dann ja doch nicht kauft, oder nur weil sie einem leid tun, kauft man ein Paar Schnürsenkel und eine schwarze Schuhcreme, und man gibt noch ein bißchen Trinkgeld dazu, damit sie einem nichts vom Krieg erzählen.

Es sind erst wenige Minuten vergangen, seit ich Sie nach so langer Zeit wieder hörte, Ihre sogenannten »Takes« oder »Phasen« – ich wunderte mich doch ein wenig darüber, wie unterkühlt Sie sich ausdrücken können, wie distanziert, als

hätten Sie das gar nicht selbst gesprochen, wenn ich höre, wie Sie im Gespräch mit diesem Reporter das »multiple Ich« formulieren, sehe ich Sie im weißen Kittel an der Tafel oder in einem Labor, und hinter Ihnen brodeln und zischen die Collagen und Montagen in giftigen, eiskalten Farben. Ich mußte mich anstrengen, um Ihnen überhaupt folgen zu können, auf einer Straße in Belgien oder in einem Hotel in New York, immer etwas melancholisch, und immer ist etwas Edward Hopper mit im Spiel, wenn Sie dann am Tresen bei Jana ankern, etwas müde und fröstelnd, aber nicht nachlassend in der genauen Beobachtung. Jana, ich weiß, das ist diese Dame aus Prag, ich hörte auch noch etwas mehr aus Ihrer Stimme heraus, vielleicht war es Liebe, oder einfach Sehnsucht, so wie das ist, wenn sich zwei Fremde in einer anderen Stadt begegnen, am Rande der Ränder, ich weiß nicht – jedenfalls erinnere ich mich noch genau daran, als ich einmal auf der Durchreise in Köln in einem kleinen Hotel abstieg, daß ich im Telefonbuch nach Ihrer Nummer suchte. Aber was hätte ich Ihnen sagen sollen? Daß ich mir Ihre Stimme angehört habe?

»Was soll man tun«, schreiben Sie, und weiter: »Sicher, man müßte ganz anders leben, aber wie, das wollten Sie ja von mir wissen.«

Links der Regenschirm und draußen der Regen

Du sitzt auf dem Klo, hast die Hosen heruntergelassen. Es ist kalt. Der Wind pfeift durch die Ritzen. Der Abwasch steht in der Küche, und daneben liegt der Einkaufszettel. Das Thema ist klar: Es geht um Pampelmusen und Zitronen und nicht darum, daß die Röcke kürzer und die Schuhe höher werden, auch wenn das ein interessanter Gedanke ist, wenn die Frauen nicht mehr so aussehen wie sie aussahen, aber auch du siehst nicht mehr so aus, wie du gern aussehen möchtest. Und trotzdem darfst du nicht aufgeben und ziehst die Hose tapfer wieder hoch: Erst den Abwasch und dann in den Mantel, die Einkaufstasche in die Hand, links der Regenschirm und draußen der Regen, in dieser Reihenfolge: Deutlich führt die Feuchtigkeit in ihrer eigenen Formulierung Regie, und du kommst dir vor, als hätte es dich schon einmal gegeben, wie eine Fotokopie, die du versuchst auswendig zu lernen. Du gibst dir Mühe, bereitest alles richtig vor, nimmst ein weißes Tischtuch aus der Kommode und stellst die Teller dazu.

Vierzigtausend Fahrzeuge fahren täglich an deiner Wohnung vorbei. Das weißt du. Das ist eine Tatsache. Das kannst du nachlesen, abends, in deiner Freizeit, wenn die Betten gemacht sind, daß es den Rücken ganz allgemein an Quantität fehlt. Aber du gehst auf den Balkon, um noch eine Zigarette zu rauchen, in dieser Eiseskälte auf dem Balkon, bibbernd mit dieser lächerlichen Kippe in der Hand, die du lieber in die Hosentasche stecken möchtest, die Hand, natürlich, die Hand, und du fragst dich, ob du das nur träumst, daß du das bist, oder ob das den anderen auch so geht, wenn sie vor ihrem Kühlschrank sitzen: Bürger dieser Welt mit einer Zigarette in der Linken und hinter dir jemand, der sagt: »Beeil dich«, oder: »Wie lange soll ich das noch aushalten. Ich halte das nicht mehr aus.«

Abriß der Kunstgeschichte

Zuletzt wird alles aufgeräumt und sauber sein, die Büchsen, Dosen und die Pinsel, mit dem Rücken zur Wand stehen die Künstler in der richtigen Reihenfolge, die Buchstaben links am Revers. Nie haben wir so nahe vor den Machern gestanden, so dicht vor ihren Gesichtern, verwackelt und verschwommen, wie der letzte Akt von Gerhard Richter, wie dunkle Türen ohne Griffe blicken sie zurück, wie schwarze Witwen, die in Yamamoto-Kleidung trauern, in einer unverständlichen Weise, in rätselhaften Bildern, auf denen nichts zu erkennen ist, und mehr wollen sie uns anscheinend auch nicht verraten, und mehr sagen sie uns auch nicht. Zwei von ihnen, darunter Ad Reinhard, haben sich vor die großzügig angelegten Fenster gestellt, durch die man auf die Straße (Riverside) sieht, auf hohe Häuser, auf Lastwagen und weitere Einzelheiten, die wesentlich interessanter sind. Die Abrißbirne pendelt schon, das Farbtonfinale beginnt – die rustikalen Dielen, die bei jedem Schritt knarzen, dieses Ächzen, das das Gewicht der Kunstgeschichte auslöst.

Zuletzt wird jeder unbekannt geworden sein, Fontana, Honnecker, Klee oder Klein, hört die Signale der Bagger, die vor dem Museum für die Ewigkeit stehen. Die Schlange vor den Damen, die am Eingang die Karten abreißen, hat sich aufgelöst, wie ein Fallrückzieher von Uwe Seeler, oder erinnert sich noch jemand an das Kopfballtor, das er an einem ungemütlich feuchten Tag im Februar in den Deichtorhallen gegen Andy Warhol erzielte?

Sehstau

Die Kühe stehen wirklich immer noch live auf der Weide, das Alltägliche wiederholend – Schwarz auf Weiß – wie die guten alten Fernsehgeräte von Grundig, die ihren Geist nie aufgegeben haben, selbst als die Kühe bunt zu werden begannen, haben sie immer noch im farblosen, regennassen Wohnzimmer gestanden – und das erstaunliche ist, daß die Landschaft nicht rostet – zumindest auf der Landkarte ist sie immer noch grün, und ich wundere mich jedesmal darüber, wenn ich aufstehe und aus dem Fenster sehe, daß sie so lange schon gehalten hat, auch wenn sie nie das war, was ich mir von ihr versprach, aber sobald die Hochhäuser hinter den Scheibenwischern auftauchen, weiß ich: In einer Viertelstunde bin ich zuhause.

Im Sonderzug nach Bremen

Unter Dampf schießt eine Lokomotive mit dreizehn Wagons an Schwarzwaldhäusern und Autos vorbei. Im letzten Wagen sitzt der 1. FC Köln, der zum Punktspiel nach Bremen im Sonderzug anreist, über Brücken und haarscharf an Kühen und Rehen vorbei, und immer wieder durch einen Tunnel; in dieser Sekunde zischt der Zug an einer Kommode vorbei, er faucht wie ein Tiger direkt am Klavier, und dann erscheint wieder die Wassermühle, und jetzt kann man endlich die Gesichtszüge der Spieler studieren, weil die Lok an dieser romantischen Stelle an Tempo verliert. Wolfgang Overath sieht sich erstaunt unser Wohnzimmer an, zuckt zusammen vor den viel zu hohen Absätzen meiner Tante, die achtlos mit einer Kaffeekanne über die Gleise steigt. »Alle Jahre wieder« begleitet die Lizenzspieler vom Plattenspieler her, wo sich eine Schallplatte, wie sie, im Kreise dreht, und Leo Wilden – nicht größer als eine Mensch-ärgere-dich-nicht-Figur – sitzt im Speisewagen mit einer Flasche Sinalco und einem Strohhalm aus der Puppenstube, die meine Schwester verwaltet. Der Torwart hat eine Glatze, maßstabgetreu. Er betrachtet den Teppich, der grün ist und flach wie eine Marschlandschaft. Ich sitze am Transformator und zähle die Runden – der Himmel ist heute vollständig bedeckt, doch die Decke schützt die Spieler vor Regen, nur das Spielfeld in Bremen ist, weil Schnee angesagt wurde, gänzlich mit Mehl bestäubt. Trotzdem bremst die Märklin-Lokomotive pünktlich nach dreißig Runden, hält direkt vor dem Weserstadion ausnahmsweise an. Der Trainer bedankt sich bei mir persönlich, daß sie die Ehre hatten, durch unser gut geheiztes Wohnzimmer zu reisen. Natürlich habe ich ihnen versprochen, sie gleich nach dem Mittagessen wieder zurückzufahren. Ich nehme auch Banknoten von »Monopoly« an.

Handlung mit Pfiff

Wenn die Fußballspieler alt werden, gehen ihnen die Ideen aus. Sie sehen immer öfter zum Himmel hinauf. Vor allem im November betrachten sie düster den Regen. Wo sind die Regenschirme? Wo ist das Handtuch? Schweigen wir lieber darüber. In einer Viertelstunde beginnt wieder die Bundesliga.

Votava wärmt sich die Beine. Votava bückt sich. Mit anderen Gliedern ist Basler beschäftigt. Der Trainer spricht über Vorgänge, die wir nicht verstehen: Durchführung, Reprise oder Diminution, aber auch über die Umkehrung, falls Uerdingen kontert, was aber nicht vorkommen soll. Er gibt ein Interview, versucht sich an dem, was im Allgemeinen den Exegeten zufällt; der Entschlüsselung des Werks. Der Trainer der anderen Reihe spricht von Zerstörung zugunsten seiner, einer Rheinland-Komposition, spricht von Motivzersplitterung, freier Handhabung und Umsetzung, pünktlich um 15 Uhr 30, und ermuntert zum angstfreien Umgang mit dem Ball, den der Schiedsrichter unter dem Arm auf den Platz trägt, so als wollte er dazu beitragen, daß etwas Leder ins Spiel kommt, eine Prise, eine Handlung, eine Pfeife genügt, denn ist das Auge erst geschärft und der Geist eingestimmt, wird die Stille wie ein Sträflingsanzug dankbar auf die Ersatzbank gelegt.

4 Minuten und 25 Sekunden

Anemonen und Limonen und Mohnkuchen und Mona Lisa und Yamamoto und irgendwo ein Namenloser, ein Leser, der von diesem Duft angelockt wird, eine Hummel, die sich berauscht, doch der Abwehrriegel ist perfekt organisiert, ein echter Catenaccio, so wie ihn Inter Mailand einst beherrschte, unter der Regie des Meistertaktikers Helenio Herrera, der zufrieden war wie Erich Honecker, solange die Mauer hielt. Mit einem 0:0 gehe ich wieder nach Hause. Ich träume von Catherine Deneuve und einem Bild in der Royal Academy of Arts, und ich weiß, daß Nicolas Poussin von 1594 bis 1665 lebte, mein Gott, wie lange ist das schon her, daß meine Mutter mir einen Teddybären schenkte, ohne Beine und ohne Arme sehe ich dieses dunkelbraune Kerlchen vor mir, das ich so liebte, aber jetzt habe ich es nicht mehr. Ich drücke auf den Schalter, auf dem das Wort ›Power‹ steht, und schon saust die flache Scheibe, dreht sich im Kreise, viel zu schnell für meine Augen, und noch einmal kommen die Mailänder aus der Tiefe des Raumes und machen ihr Tor, dieses eine entscheidende, und draußen, auf dem Bürgersteig, geht eine Frau vorbei. Ich höre das Klacken ihrer Absätze und denke an Fanny Ardant und François Truffaut und an die Liebe und an den Tod. Ich habe Angst, wenn ich fliege, wenn ich ein Flugzeug sehe mit all den Menschen darin. Sie sitzen beinahe im Himmel und erinnern mich an die kleinen Mensch-ärgere-dich-nicht-Figuren mit ihren preußischblauen Leibchen und schwarzen, senkrechten Streifen. Nur der Torwart von Inter Mailand trug einen schwarzen Pullover mit einer weißen Eins auf dem Rücken und hielt, was zu halten war. Ich habe seinen Namen vergessen, aber nicht die Anemonen, den Mohnkuchen und Oskar Kokoschka. Künstlernamen klingen wie Beethoven-Sonaten, und Baden Powell spielt auf seiner Gitarre 4 Minuten und 25 Sekunden. Sehnsucht ist ungebunden, verlängert sich, kommt nicht voran, steht auf

der Stelle, stirbt nicht daran. Es kommen neue Generationen, in meinem Kinderzimmer feiern die Spieler den Europokal, und Catherine Deneuve sitzt neben Yves Saint-Laurent in der ersten Reihe und genießt die warme Dusche des Beifalls, mein Vater kommt, ohne anzuklopfen, zur Tür herein und wird meine Hausaufgaben überprüfen. A Felicidade, Track 8, räum das Spielfeld ab!



Meine Lieblingssachen

Natürlich, mein Teddybär. Mein lieber Teddybär schläft neben mir. Mit den Kopfhörern auf den Ohren ist er eingeschlafen, mit John Coltrane, mitten in »A Love Supreme«. Jeden Abend wünscht er sich das, und er wünscht sich, daß ich ihn zudecke und mich neben ihn lege, und natürlich reicht ihm das nicht, »meine Freundin«, sagt er, »muß sich dazulegen, aber ich«, sagt er, »liege in der Mitte«, damit er von beiden Seiten gleichmäßig gewärmt wird, die rechte Fellseite und die linke, und nur die Nase schaut aus dem Zudeck heraus, und die Kopfhörer natürlich, die wir ihm vorsichtig abnehmen, wenn Coltrane um Mitternacht bei den »Favorite Things« angekommen ist. Wir sind müde, wir haben den ganzen Tag über gearbeitet und freuen uns, daß Arme und Beine sich ausruhen können, kreuz und quer durcheinander, die kalten Füße, die von den warmen Füßen gewärmt werden; wie Wärmflaschen liegen wir nebeneinander und in der Mitte natürlich der Bär, unsere Lieblingssache, so jetzt zu liegen, kurz vor Weihnachten, und sich ein paar schöne Sachen auszudenken, eine Scheibe Brot mit Gänseleber, oder ein Paar Fußballschuhe, die ich am liebsten anbehalten hätte. Ich habe geweint, als ich sie in dem blauen Karton unter dem Tannenbaum entdeckte. Ich habe meine Lieblingssachen immer ganz nah am Bett gehabt, damit sie nicht weglaufen über Nacht, sich womöglich verirren, die schwarze Lokomotive oder Robert Creeley, jeden Abend baue ich mir einen Stapel, versammle ich meine Freunde ums Bett, und wenn ich das Licht ausmache, denke ich bis zur letzten Sekunde an sie, die neben mir liegt, neben dem kleinen Bären, und wir rücken wie Löffel dicht aneinander, Rücken an Bauch gekoppelt, reisen nach Paris oder Rom, mit deinem warmen schönen Po, dieser Lieblingssache neben der nächsten Lieblingssache, und über uns schweben ein paar

Töne, die noch munter sind und auch zu unseren Lieblingssachen gehören, wie der Teddybär und Coltrane, wenn er ansetzt zu diesem Lied, das wir, obwohl wir eingeschlafen sind, noch immer hören. Es wärmt uns, wie die Decke, die wir über uns ausgebreitet haben, begleitet uns in unserem Schlafwagen und legt sich, ohne daß wir es merken, krabbeln unter die Decke, und so schlafen wir, ahnungslos mit unseren Lieblingssachen beschäftigt.



Aus: Die Dunkelkammer unter dem Rock

Morland Estate, Nummer 39

Ein bißchen Tango und ein bißchen Drizzle. Manchmal rumort der Motor über dem Aufzugsschacht. Eine englische Stimme steigt aus, oder ein. Wird es auch so im Himmel sein? Stundenlang kann ich unbesorgt aus den Fenstern des Hochhauses hinaussehen, auf die Welt da unten, im Zwiegespräch mit einem Panettone di Milano und dem schokoladenfarbenen Kakao aus dem Morgenland. Vielleicht legt der Engel, der mich betreut, auch eine Zeitung bei, den »Guardian« zum Beispiel, und so werde ich noch heute Abend erfahren, daß die Arminen aus Bielefeld ihr erstes Auswärtsspiel gewonnen haben. (Manchmal gibt es auch gute Nachrichten vom Kontinent.) Ich lehne mich zufrieden zurück. Es ist warm, dank der Fußbodenheizung, die der progressive Himmel besitzt. Neben mir sitzt Eduard, der weiße Hase aus der Eduard-Grunow-Straße. Er wollte unbedingt mit, und Tiger natürlich, der Parmaschinkenexperte, und Lala, das Koalamädchen. Am Horizont zeigt sich ein märchenhafter Regenbogen in allen Reclam-Leipzig-Farben. Heute Abend würde ich gern ausgehen, in ein Konzert, oder es selbst geben, spielen wie Abdullah Ibrahim, etwas Ernstes, aber für Sie ganz persönlich, das Sie empfangen können, mit Ihren zierlichen Autoantennen. Von oben sehe ich auf die tintenblau schimmernenden Dächer. Selten, daß sich der Aufzug bewegt. Die Engel halten Mittagsruhe. Eine der schönsten Stunden des zu Ende gehenden Jahrhunderts könnte jetzt beginnen. Ich müßte nur mit dem Finger schnippen.

Alexander Kluge in London

Zuletzt kann man die Geschichten nicht mehr zusammenzählen, die man erlebt hat. Aber was ist eine erlebte Geschichte? Ist es der Mann, der seit Stunden im Park den Rasen mäht? Oder ist es das Flugzeug darüber? Oder sind es die Stunden, die Höhen und Tiefen darin, die Längeweile, die sich ausbreitet, das Knarren eines Stuhles, oder der Gedanke an den Abwasch, der kommt, auch wenn er gar nicht erwartet wird. Und plötzlich ist es Alexander Kluge, einen ganzen Vormittag lang, und nach dem Mittagessen referiert er weiter, und immer in Englisch, und dann fährt ein Zug mitten durch seinen Vortrag hindurch, und trotzdem spricht er weiter, wie eine Geschichte weitergeht, mit dem Geräusch einer Toilettenspülung und den Resten zweier Filme, die man jetzt nacherzählen könnte. Aber dann wüßte man, wie wenig man davon behalten hat, und dabei wird es wieder dunkel, und dann sagt man: Das war der elfte Dezember, obwohl er es noch immer ist, und man sieht noch seine weißen Haare, und nur daran merkt man, daß er älter geworden ist.

»Die Grammatik der Zeit«, würde Alexander Kluge dazu sagen; und aus der Schwärze des immer dunkler werdenden Tages und dem Sprühregen, dem für London typischen Sprühregen, bemächtigt sich meiner ein greisenhaftes Gefühl, das mich begleitet, nach oben, bis in den zehnten Stock, in dem ich jetzt sitze, und ich weiß, daß niemand mich davor schützt, und schon gar nicht meine Erfahrung, oder das »Eigentliche«, um das es mir auch heute wieder ging.

»Die Pfütze hat eine Geschichte von drei Tagen«, höre ich noch immer Alexander Kluge sagen.

Café Camus

Man müßte noch einmal anfangen können, mit sechs oder sieben Unterhosen, mit einer knallengen Blue Jeans und einem schmalen Band von Camus, mit drei Matratzen vom Sperrmüll und einem Nachtschränkchen, das gleichzeitig als Schreibtisch dient. Es würde genügen. Es wäre schon gut so, wenn hinten, in der hintersten Ecke, ein Ölföhen stünde.

Man müßte noch einmal anfangen können, mit einem Rucksack und einem Daumen, der ständig nach oben zeigt, und träumen, von morgens bis abends, bis tief in die Nacht hinein. Natürlich gab es das, wird es das geben, wie es echte Französinen gibt. Man sah sie, prüfte sie, oben und unten, wer wußte schon, was er suchte, vielleicht die blaue Stelle, wo der Atlantik beginnt.

Sartre war in Paris. Er saß neben Simone de Beauvoir, die ständig eifersüchtig war. Ich weiß, du hast dich mehr für die englische Königin interessiert, hast schon damals, 1965, in Basel dir eine Tissot gekauft. Sie geht noch immer, schreibst du, allzeit richtig, noch heute, am dritten August, mit zittriger Schrift, an den Stauteichen spaziert, und immer allein, und dann, auf der Rückseite der Verpackung vom Honigkuchen aus Bad Kreuznach lese ich: »Bei Abwesenheit bitte: meine Wohnung nicht betreten!«

Ja, mit gar nichts noch einmal anfangen dürfen, weil man noch überhaupt nichts besitzt. »Bitte um die Schlüssel.«

Der Plural von Picasso

Wenn man lange genug in der Wohnung herumsuchen würde, und wenn nicht dort, dann auf dem Speicher, und wenn auch dort nicht, dann ganz bestimmt im Keller, denn ich bin mir sicher, jeder von uns besitzt ein Bild von Picasso, und wenn es kein Gemälde ist, dann wenigstens eine Zeichnung; der Spanier hat wirklich sehr viel gemalt, so daß eine Kleinigkeit da sein muß, ein Poster aus der blauen Periode, ein Schnäppchen aus dem Sonderangebot, schon ziemlich verfärbt von den Sonnenuntergängen, die das Zimmer heimgesucht haben, ich hätte es fast vergessen, aber da hängt es noch immer, in dem wuchtigen Holzrahmen – eine Tischler-Lehrlingsarbeit – zeigt mir die Frau ihren eiskalten Rücken, so als wollte sie nichts von mir wissen, obwohl ich sie gekauft und damit ausgewählt habe, für mich und meinen Frühstückstisch, aber sie schaltet auf stur, rund zwanzig Jahre hält sie das schon durch, als hätte sie sich mit Frau Erdmann abgesprochen, so daß ich meinen kaltgewordenen Tee à la Marrakesch allein trinken muß, in einer Stadt wie Karl-Marx-Stadt, zu der ich mir Palmen bestellt habe und einen Fisch, der aus dem Fenster sieht, nur um festzustellen, daß es außer ihm noch etwas gibt, das allerdings dringend trockengelegt werden muß, zumal ich meine Miete pünktlich zum Ersten bezahle in einer äußerst günstigen politischen Lage. Die Heizung und ich – mehr brauchen wir eigentlich augenblicklich auch nicht. Ich ziehe mich wieder geräuschlos zurück. Ohne Grund schwimme ich durch den Flur, der von Picasso selbst in seiner Kubisten-Phase nie getüncht worden ist.

Mambo Light in Mecklenburg

Mit Udo Jürgens im Ohr, und das schon am frühen Morgen. Mathilda und Resopal sorgen für Stimmung im Gästezimmer, und ein Riesengebirge von ausgetrockneten Rosen. Der Käse ist abgepackt. Der Kaffee schmeckt, als hätte man ihn mit Blumenwasser übergossen. Jeder Wunsch ist schon gedeckt, wenn wir in Mecklenburg plötzlich erwachen. Mit Udo Jürgens an einem Tisch und der alten Frage: Was machen wir heute? In alphabetischer Reihenfolge: Wir schauen zu, wie die Genossen aus ihren neuen Autos steigen. Mit den Beinen voran, mit Blümchenmuster, aus roter Seide, oder aufreizend kurz geschnitten tanzen sie den Mambo Light zur Ostsee-Ferienwelle in der babyblau angestrichenen Jägerstube, die uns am Stadtrand von Güstrow wie eine Verwandte aus Brinkum entgegenkommt. Immer noch das rohe, unbehauene Kopfsteinpflaster davor, und das verregnete Vopokostüm der Trabantenstädte. Demi Moore heißt das übermalte Motiv. Wie ein Medikament prangt ihr gelifteter Leib auf der Litfaßsäule. Wir nächtigen im aufgepeppten Zimmer der Krickente vierzehn, bewundern die vielfältigen Trockenblumen-Arrangements, beißen tapfer tief in die Papp-Brötchen hinein, bedienen uns der sozialistisch gefärbten Marmelade aus Beständen der Volksarmee, aber der Blick auf den Krakower See vom Seehotel Krakower See in Krakow am See entschädigt für manche Entbehrung, ist mehr als eine Sättigungsbeilage für anspruchsvolle Augen. Soljanka steht auf der Speisekarte, auf jeder Speisekarte. Das Paradies des Proletariats ist der Campingplatz. Kioske, wo man auch hintritt. Und davor sitzt ein Mann unter dem Coca-Cola-Schirm im Selbstgespräch. Er sagt: »Ein Bier ist spürbar, wenn ich beim Trinken schon glaube, es ausgetrunken zu haben.« Goldfische und Behinderten-Toiletten mit Pfirsicharoma, heißes Wasser mit Cappuccino-Tarnkappe, aber am 25. August in Bornkrug bei Linstow in der Alten Poststation

ein ausgezeichneter Pflaumenkuchen mit Streusel. Zwei Tische weiter wird sächsisch gesprochen. Am Holzsteg dümpeln, hemmungslos melancholisch, VEB-Kombinatsboote. Auf und ab.

Schon haben wir 175,8 km »DDR-Land« und das luftig-duftige Sommerkleid der Wirtin besichtigt, ein Modell, in dem sie auch an der Bezirksmeisterschaft in den Standard-Tänzen teilnehmen könnte, mit einer Platte Bratkartoffeln in der Rechten einen Mambo light hinlegend, und Erich klatscht den Takt und schwenkt den Sommerhut. Im Anschluß spendiert er eine Runde Schokoladenroulade im ehemaligen Ferienheim, Hotel Schloß Blücher.

Malchin liegt hinter uns, grau und bleich wie eine ansteckende Krankheit aus Malchow. Von Bad Plattenbau über Plus und Aldi an den barock anmutenden Baracken vorbei. Barhockerromantik und natürlich ein Rumpsteak. »DM« steht für das Autokennzeichen »Demmin«. Enten und Gänse tappen trunken durch einen ungarischen oder rumänischen Spielfilm mit ostdeutschen Untertiteln. Vereinzelt Dorfteiche. Wie ausgestopft. Seerosen, nicht nur in Naturschutzgebieten, und Pfarrfrauen natürlich, die noch so aussehen wie Pfarrfrauen. Wir klappen das Bilderbuch zu, und tatsächlich: Thomas Mann und Katia sitzen am Frühstückstisch in einem düsteren Güstrower Hotel wie in einem gut erhaltenen Environment von Edward Kienholz. Der Blick des Goethenachfolgers wandert über die Tische. Sein Gesichtsausdruck ist starr, maliziös und gönnerisch zugleich. Nein, er lächelt nicht. Er ignoriert uns im größten Hotel am Platz, als seien wir für den Mambo verantwortlich, der uns in diesem Augenblick gespielt wird. Leise und dezent. Nach dem Frühstück werden wir wieder tanzen.

In der Rußheide nah an den Stauteichen

Die Halbstarcken lungern in den Parkanlagen. Picasso kommt gut voran, tritt in die Spätphase ein, malt den »späten« Picasso. George Best flankt von rechts. Stan Libuda importiert seine Flanken nach Deutschland. Die dunklen Haare von Ulrike Meinhof in ihrer Blütezeit. Die fünfziger Jahre, die Schallplattenanlage, Zentimeter für Zentimeter arbeiten sich die bleichen Knie ungekürzt ans Tageslicht. Wie zu einem Schlagerspiel in der Bundesliga drängen sich die Zuschauer durch, um sie zu besichtigen, die Sixtinische Kapelle. »Ruhe bitte«, ertönt eine Stimme, wie aus dem Himmel. So nahe war ich ihm noch nie, unserem UNS UWE, wie auf Helgoland. Aber es gibt kein Foto davon. Auch nicht von dieser Peruanerin mit dem kolumbianischen Teint. Truffaut hat nie einen Film in Brüssel-Midi gedreht. Was für ein Wort: Rußheide. Wer möchte dort freiwillig hin? Rußheide, umgeben von Stauteichen. Meine Eltern lernten sich in der Blütezeit des Faschismus kennen, im äußersten Osten, am Rande des Deutschen Reiches haben sie sich geliebt. Heute wären sie Russen. Vielleicht hätten sie Jelzin gewählt. So vieles hat sich verändert, seit Rudi Dutschke nicht mehr lebt. Man kennt sich kaum noch aus in dieser Welt, die überarbeitet worden ist, vom neuen, gelben Duden. Tagsüber wird tüchtig gearbeitet, damit keine Lücken entstehen. Ich hätte Jimi Hendrix sehen können, damals in Nürnberg. Das Erste, was ich in meinem Leben gesehen habe, waren dafür Beine, sogenannte »Mutterbeine«. Und wenn ich wieder ins Krankenhaus zurückkehre, zuletzt, werden es Frauenbeine sein, auch wenn ich sie nur noch aus der Ferne sehen werde, verschwommen, wie auf einem Gemälde von Gerhard Richter, die fünfziger Jahre, die Schallplattenanlage, die schwarzen Haare meiner Schwester, ihr kolumbianischer Teint. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich wäre erstickt. Die Nabelschnur hatte sich mehrfach um meinen Hals gewickelt. Ich spreche von der

Nabelschnur, die meiner Mutter gehörte. Wenn sie ausgeht, schnallt sie sich Brüste an. Was man zuerst in seinem Leben sieht, merkt man sich am besten. Picasso kam gut voran, George Best flankte von rechts. Meistens saß sie links neben mir, meine Schwester in ihrer Blütezeit. Ich konnte beobachten, wie man eine Frau wird, in Zeitlupe sozusagen. Nie wieder wird es einen so guten Kakao geben.



Die fünfziger Jahre in Bottrop oder in Datteln

Mit einer gebügelten Hose, die ein Mann in Bottrop trägt, der außerdem noch einen Hut trägt, eine Tasche und ein Jackett. Mehr muß er nicht tragen, denn er trägt ja schon eine ganze Menge. Hinzu kommt noch die Verantwortung, für seine Familie zum Beispiel, die ihn jeden Abend erwartet, sobald er die Autotür abgeschlossen hat. Da fegt sie wie eine Meute heran, da läuft sie ihm, glücklich wie junge Hunde, in Datteln oder in Bottrop auf dem Kiesweg entgegen, die beiden Töchter und in der Mitte die Mutter, die es gar nicht erwarten kann, bis er endlich die Zeitung durchgelesen hat, die er jetzt unter der Achselhöhle versteckt hält, die er beschützt, damit sie nicht auf den vanillefarbenen Fußboden fällt. Natürlich gibt es noch mehr zu erzählen, noch viel zu erzählen von dieser Familie, die dem Vater die Tasche abnimmt, und es gibt Sekretärinnen, die wirklich wie Sekretärinnen aussehen, und Büros gibt es, mit durchsichtigen Strümpfen, in denen man auf- und abgehen und sich von allen Seiten zeigen kann; vor allem hat man Zeit, die einsamen fünfziger Jahre zu durchschreiten, und man kann ihnen diktieren, was einem in den Kopf kommt: Germania Datteln, Schwäbisch Hall, und den backsteinroten Bausparvertrag mit den damals noch geltenden Kom-maregeln. Nicht daß man das gleiche Haus noch einmal bauen möchte, mit dem Swimmingpool hinten dran und der Garage für den Opel Kapitän, all die guten Vorsätze, die man da hatte, bevor man das Büro betrat und das scharfe Laufwerk der Sekretärin gesehen hatte, das durch die Frauenbewegung ins Schleudern geriet. Plötzlich wußte Frau Erdmann nicht, ob sie ihren Büstenhalter zu Hause lassen oder ausziehen mußte. Wo sind sie geblieben, all die Büstenhalter, und Männer, die in ihren mit Liebe gebügelten Hosen, rauchend, und die Tulpen mit diesem Rauch vergasend, genauso wie es ihnen die Ehefrauen am Abend

sagten, wenn sie mit dem Autoschlüssel und der Tageszeitung nach Hause kamen. »Ich habe dir eine Stulle mit Käse gemacht.« So ist das, wenn man eine glückliche Familie im Nachtschränkchen, in der untersten Schublade, auf einer Kassette, in Bottrop oder in Datteln aufbewahrt hat.



Familienfoto

Alle Jahre wieder treffen wir uns zum Familienfoto. Wer verhindert ist, für den wird ersatzweise ein Foto, ein gelungenes selbstverständlich, dazugestellt, in Originalgröße, versteht sich, und in Farbe, für den Fall, der irgendwann einmal eintreten wird, haben wir unsere Stimmen auf Tonband gespeichert, wahlweise in Form eines Dialogs, aber auch einzeln sind wir technisch einwandfrei abzuhören. Wer sich darüber hinaus informieren will, wie wir uns bewegen, kann sich einen kleinen Film ansehen, zum Beispiel den von meiner Konfirmation. Die Statisten darin sind alle Verwandte ersten Grades, sogar die Fischsuppe von 1961 dampft noch tüchtig darin. Komplett sind wir zu sechst – die Oma aus dem Altersheim zählt nicht mit. Sehen Sie uns nur genau an: Das sind echte Ostpreußenschädel, von Kopf bis Fuß eine musikalisch mittelbegabte Familie, Klavier, Geige und Cello, und Mutter schaut andächtig zu, rechts von der Bildmitte erkennt man das Telefon, das ausgerechnet in diesem Augenblick läutet. Mein Vater sieht gerade dorthin, ist aber unschlüssig, ob er den Hörer abnehmen soll. Ich füge diesen Hinweis hinzu, weil es ein Stummfilm ist, und wer weiß, wie lange ich diese Familie überlebe. Bedauerlich, daß der Volkswagen nicht mit auf eines der Bilder gekommen ist, der schöne blaue Wagen, wir haben ihn jeden Abend ins Wohnzimmer gestellt, unter den Weihnachtsbaum, die Hausfrau am Steuerrad, mit dem grauen Führerschein in der Hand. »Vom Himmel hoch« haben wir einstimmig gesungen und zum Glück diesen Titel ebenfalls auf Tonband aufgenommen, damit Tante Elfriede und Onkel Walter in Amerika sich vorstellen können, wie gut es uns im neuen Deutschland schon wieder geht. Bis auf Ostpreußen hatten wir das meiste behalten und schon wieder Neues dazugekriegt. Ich erwähne nur den Kühlschrank und das Fernsehgerät, alle Jahre wieder etwas mehr vom Christuskind. Kein Wunder, daß die

Wohnung immer kleiner wurde, auch der Film ist viel zu kurz, um das alles vorzustellen, was wir uns bescherten. Jedes Mal sind wir enttäuscht, weil es wieder zu wenig war, aber wir versuchen uns zu verträsten, aufs nächste Jahr, jetzt, da wir nur noch zu fünft sind, mit dem schönen Foto von Vati, das von Mutti festgehalten wird.



Viel zu spitz und trotzdem Lothar Emmerich

Die Eduard-Windhorst-Straße existiert nicht mehr, der Jägerzaun, die Schrebergärten dahinter, nie wieder werde ich die Frau vom Finanzamt sehen, die tollkühnen Absätze, mit denen sie pünktlich um fünf ihren VW bestieg. Uwe Seeler war traurig, und Helmut Schön tröstete ihn. Der Ball war gegen die Unterkante der Querlatte geprallt, aber wo sprang er danach hin? Die Zeitlupe gab es damals noch nicht. Der russische Linienrichter zeigte mit seiner roten Fahne entschlossen zur Mitte. Seitdem sind mindestens dreißig Jahre vergangen, und immer noch die alten Sachen, die uns nicht in Ruhe lassen: der unmögliche Winkel, viel zu spitz, und trotzdem Lothar Emmerich, und dann das Drama, vier Jahre später, gegen Italien ...

So könnten sie anfangen, meine Memoiren, wenn ich sie aufschreiben würde, die weiße Plastikkanne, in der die Milch hin- und herschwappte, und daß es noch eine Weide hinter der Oelmühlenstraße gab, würde ich ebenfalls erwähnen, und dann erst das Mädchengymnasium und keine Kühe und keine Wiese mehr. Jetzt kommt die Phase, in der man zu schwärmen beginnt, wie schön es war, damals, als hätten wir alle in einem Film von Truffaut mitgespielt und wären in der Lage, die brilliantesten Stellen anzuhalten, um sie noch einmal in Zeitlupe zu betrachten, die unvergeßlichen Beine von Fanny Ardant, die sich vor dem Kellerfenster bewegen, hinter dem sich Briketts und sogar die Eierkohlen erregen über dieses knisternde Geräusch, das sie mit ihren Strümpfen erzeugt. Ich drehe mich noch einmal um. Aber ich möchte nicht von ihr ertappt werden, wie ein Schüler, der gerade dabei ist, von seiner Nachbarin abzuschreiben. Ich weiß, daß ich nichts über sie weiß. Ein weißes Blatt ist sie für mich, meine weißgefärbte Nachbarin. Jeden Morgen stellt sie sich auf den Balkon, um die Frühlingsdämpfe einzuatmen. Dabei leuchten ihre Haare wie

eine Persilreklame. Aber schon Mitte September zieht sie sich wieder zurück und läßt die Satellitenschüssel und mich im Stich. Den ganzen Winter über warte ich auf eine Außenübertragung, warte ich auf das Erscheinen der Eduard-Windhorst-Straße, auf die Kühe, und selbstverständlich auch auf diesen Schuß von Lothar Emmerich, immer noch spitz, viel zu spitz, wie die Absätze der Frau vom Finanzamt, mit denen sie pünktlich um fünf ihren VW bestieg, als hätte sie nichts anderes zu tun, als zum Feierabend ihren dunkelblauen Wagen zu besteigen.

Basler und der Pfosten

Heute morgen traf ich im Vorgarten den Freistoßspezialisten Mario Basler, der mich aufforderte, den Ball gegen den Wäschepfosten zu schießen, was mir zu seiner und meiner Verblüffung auf Anhieb gelang, trotz der aufgehängten Unterröcke und der ungeheuren Entfernung traf ich das vorgegebene Ziel, und es störte mich auch nicht, daß mir das Kunststück nur mit einer Tipp-Kick-Figur gelang, was für einen Laien mindestens genauso schwierig wie es in Wirklichkeit im Weserstadion war. Ja, war das schön, als Basler mir zu meinem Können gratulierte. Die CDU regierte. Es war ganz ungewohnt, in diesem Bremen noch zu leben, in dem man nicht nur schöne Tore schießen konnte. Es war im März. Es war noch richtig kalt. Wir hatten die Vermeer-Ausstellung in Den Haag gesehen. Man sprach von einer Invasion. Noch nie hat man so viele Bremer vor Vermeer gesehen. Ich wachte auf, versuchte alles zu behalten: Den Freistoß an den Pfosten, den Basler, der mein Zeuge war. Ich drückte auf den Knopf. Das Wasser kam. Es kam sehr warm. Es wärmte mich. Es war ein herrliches Gefühl. Der Körper wird bald sauber sein und trocken, und wenn es kracht, ist es ein Schuß. Es ist der Pfosten. Der schöne, schlanke Aluminiumpfosten.

Für den am 24. November 1968 in Kleinochsenfurt gehaltenen Elfmeter

Im Hauptbahnhof von Stuttgart kam mir diese Idee. Natürlich hatte ich dabei auch an Köpke gedacht, nicht an den Nachrichtensprecher, sondern an den Nationaltorwart, an den Gewinn, den die Stuttgarter dank Köpke erzielten, und das, ohne ihn zu verpflichten. Von dieser Summe, dachte ich, könnte ich ein paar Jahre sorgenfrei leben, zumal ich selbst einmal Torwart und wirklich eine große Stütze war, zuerst für Uffenheim und dann für Wallmersbach. Das würden sie begreifen. Die mittelfränkischen Bauern zahlten in bar, jedes Mal, wenn ich den Ball aus dem Winkel fischte, und für den Elfmeter, den ich am 24. November 1968 in Kleinochsenfurt hielt, schlachtete man am gleichen Abend ein Schwein, denn das hatte es noch nie gegeben, daß die SpVgg Wallmersbach gegen den VfL gewann und damit den letzten Platz in der untersten, der C-Klasse, verlassen mußte. Von diesem Wunder wollte ich dem Vorsitzenden des VfB Stuttgart erzählen, von dem Coup, den wir auf dem abschüssigen Spielfeld in Kleinochsenfurt gelandet hatten, und ihn um einen Vorschuß bitten, um ein kleines Stipendium, um eine bescheidene Überweisung. Aber die Sekretärin stellte mich einfach nicht durch oder kam nicht dazu, mich durchzustellen, und ich war glücklich darüber, daß ich mit ihr über meine glorreiche Zeit sprechen durfte, mich aufwärmen daran, an ihr und meiner Stimme, die ihr ausnehmend gut zu gefallen schien, ihrem Becken und ihren frisch lackierten Fingernägeln, die sie mir vorführen wollte, noch bevor wir die aktuelle Lage des VfB Stuttgart besprachen, den Tabellenplatz und die üblichen Trainerprobleme.

Aus: Unsichtbare Übungen

Mit meiner Mutter im Speisewagen der Deutschen Bahn

Meine Mutter ist so klein, dass ich sie jetzt schon in die Hände nehmen kann, um mit ihr zu spielen, im Speisewagen der Deutschen Bahn, wie mit einem iPod. Auf diese Weise kürze ich mir die Zeit ab, während ihre immer länger wird, als sei es ihr vergönnt, ewig zu leben. Damit hat sie nicht gerechnet, starrt durch die Fensterscheibe nach draußen, in die Landschaft, die in Niedersachsen immer so langweilig ist, seitdem es keine Telefonmasten mehr gibt. Wenn es wenigstens dunkel wäre, oder regnen würde; auch eine Schaffnerkontrolle wäre nicht schlecht.

Ich biete ihr meine Wange an – das hat sie nicht erwartet. Ich schäle einen Apfel und schneide ihn in kleine Stücke. Sieht es nicht merkwürdig aus, wie ich meine Mutter füttere? Ob man das überhaupt darf, im Speisewagen? Und aufpassen muss ich auch, dass ich sie nachher nicht liegen lasse. Das Schlimmste, was mir passieren könnte, wenn ich meine Mutter im Speisewagen liegen lassen würde.

Ich erinnere mich an unsere Garderobe im Flur

wo die Gäste ihre Mäntel auszogen oder man sie ihnen abnahm, ihnen half, aus ihnen herauszukommen, wie aus einem Menschen, den man abschütteln wollte. Mit den Hüten ging es leichter. Die lagen dann friedlich und still oben auf der Ablage. Und ich habe immer gern zugesehen dabei: Diese schönen Sachen, die sie dabei sagten, die Begrüßungen, die nicht enden wollten, die mir immer wieder gefielen, waren schöner als ihre Frisuren, diese sorgfältigen Aufbauten, und dann sind sie langsam nach vorn geführt worden, sind sie in die besseren Räume gebracht worden, die auch so liebevoll beheizt und beleuchtet wurden; und noch heute erscheint es mir manchmal, als würde man da vorn noch einen Ausschnitt aus einem Brahms hören oder Mozart natürlich.

Die Hand von Milutin Šoškić

Milutin Šoškić hat mir die Hand gegeben. Sie war unglaublich weich, war warm, so warm wie Asche und knisterte wie Pergamentpapier. Ich hätte in dieser Hand wohnen können, als Küken sozusagen wäre ich gern in dieser Hand aufgewachsen, in dieser erfahrenen Torwarthand, die so viele Bälle schon gehalten hatte.

Er spielte in unserer kleinen verwinkelten Wohnung für seinen alten Verein, Partizan Belgrad; es war nicht leicht für ihn, den Abschlag aus der Hand zu machen, weil der Ball jedes Mal gegen die Decke sprang. Also öffnete er vorsichtig die Wohnzimmertür, denn man kann nie wissen: Vielleicht begegnete man plötzlich einem gegnerischen Spieler, der sich in unsere Wohnung geschlichen hatte und mit den Kleidern meiner Schwester spielte; womöglich gar ein falscher Mittelstürmer.

Aber da war nur Šoškić, mein altes Torwartidol, stand immer noch im Tor, als ob sie ihn vergessen hatten vom Spielfeld zu nehmen, trug eine Schirmmütze gegen die tiefstehende Sonne und sah sich in der Wohnung meiner Eltern um. Vielleicht hätte er sich sogar ans Klavier gesetzt, oder mit uns zu Mittag gegessen, wenn wir ihn darum gebeten hätten.

Seit 1955 stand er ununterbrochen im Tor, auch während der Weltmeisterschaft in Chile, und nie wird man erfahren, wie lange er noch spielen möchte.

Milutin Šoškić, mein Lieblingstorwart, hat mir die Hand gegeben. Ich hatte nur eine dünne Sommerhose an und befürchtete, wenn ich mich auf den Ball werfen müsste, dass ich dann ein Loch auf Kniehöhe bekäme und anschließend Probleme mit meiner Mutter. Aber Šoškić wäre nicht Šoškić, hätte er nicht die Taschen voll mit Torwarthosen, wenn auch nur in dieser typischen Balkanmode: völlig ohne Linie, als stünde man in einem Sack – so muss ich ausgesehen haben, als ich sie dann in der Halbzeitpause angezogen

hatte. So würde sich nie eine kleine Mädchen-Aufmerksamkeit an meinem Oberarm einhaken, selbst wenn wir das Spiel deutlich gewinnen würden.

Aber vielleicht war das gar nicht Šoškićs Hand, vielleicht war das nur sein Handschuh, mit dem er mir freundlich zugewunken hatte, direkt in mein Fernsehgerät hinein, in dem immer die Schwarz-Weiß-Gestreiften von Partizan Belgrad gewinnen. Dank Šoškić. In seiner Hand wäre ich gern zusammen mit dem Handschuh aufgewachsen, in dem ich meine Kindheit hätte verbringen können. Selten mich so beschützt gefühlt, so warm und nachgiebig war diese Hand, die jetzt zu bröseln begann, langsam auseinanderfiel, wie in Zeitlupe, und immer noch knisterte, wie Butterbrotpapier. Um sie zu schonen, legte er sie oft jetzt in die Badewanne und ließ sie mit einer gelben Ente spielen. So jedenfalls stelle ich mir seine Hand vor. Von innen könnte sie so aussehen, wenn ich in der Lage wäre, sie wahrzunehmen, verschwommen sozusagen, von ganz weit hinten aufgenommen, denn manchmal kann es Tage dauern, bis jemand seinen Strafraum im Müngersdorfer Stadion erreicht.

Aber meistens war es absolut still. Ein bisschen Sonne. Eine leichte Brise. Ein paar Bäume umrahmten das Spielfeld und den Wunsch, im Tor stehen zu können. Und immer wieder diese Entdeckung: Das ist alles. Das war's.

Die Torwarthandschuhe haben länger durchgehalten, als wir dachten. Und nur ein alter Torwart schlurft noch hin und wieder durch die Straßen, als würde er auf seine Vertragsverlängerung warten.

Lied für ein alleinstehendes Gebüsch

Muss es nicht traurig sein, im Winter immer in der leeren Landschaft zu stehen, ohne Kaschmirschal und andere Hilfsmittel, die jedem Hals ein warmes Wonnebett verschaffen?

Wie will man je zu seinem inneren Frieden gelangen, solange man in der Natur das Geräusch einer italienischen Kaffeemaschine vermisst?

Wo sind sie, die großen erregenden Momente, wenn es das Wärme nicht gibt, diesen Begriff: die Badewanne, oder: das Fernsehgerät, das wie ein vielfarbiges Lagerfeuer allabendlich umlagert wird?

Welches Gebüsch hat jemals den Geruch von Sebamed kennengelernt?

Welchem Gebüsch ward je das Glück beschieden, sein Blätterkleid unbemerkt unter eine Dusche zu bringen?

Wie gut hatten es dagegen seine Vorfahren! In den kalten ostpreußischen Wintermonaten haben sie sich auf dem Sofa Photoalben angesehen und hörten dazu das knisternde Geräusch fallender Blätter auf einer LP. Die wussten noch, wie man einen sowjetischen Schallplattenspieler richtig bedient! Die waren noch in der Lage, sich gegenseitig etwas vorzulesen, Puschkin oder etwas Kurzatmiges von Hemingway.

Für morgen habe ich mir vorgenommen, ein Lied für meine Nachttischlampe zu komponieren.

Junge Lungen, sehr weit offen

(Warum nicht) jetzt noch einmal da entlang gehen, wo man jung gewesen ist und schweinchenrosafarbene Lungen hatte, offen für alles, und auch die Sonne schien noch jünger als man selbst zu sein. »Willy« stand auf allen Wahlplakaten. Ich hätte mich dort gern noch länger aufgehalten, an einer Kreuzung oder irgendwo auf einem leeren Bürgersteig. Doch die Buchhandlungen hatten schon geschlossen. Ich hätte einfach nur sehen wollen, was man so sieht, als könnte man das Sehen ganz für sich behalten, wie einen Leerlauf, in dem man nicht mehr mitlaufen muss. Und so schwieg ich alsbald für mich so dahin.

Mit Friederike in Bielefeld

Mit Friederike in Bielefeld herumgefahren, als wäre sie mit mir dort aufgewachsen, vielleicht sogar in diesem Auto, in einer Neben-, oder in der lauten Alfred-Bozi-Straße.

So saßen wir so schön und vorn und fuhren im Coupé in Zeitlupe die Dornberger Straße hinauf und fühlten uns schon fast verheiratet, auf einem Silbertablett, auf dem die Gläser mit Champagner standen. Steiler konnte kaum irgendwo auf der Welt ein Aufstieg sein. Beinahe hätten wir uns überschlagen dabei. Ich bat sie darum, noch langsamer zu fahren; dennoch kamen wir auch in diesem Tempo voran. »Sieh mal«, sagte ich, »das ist das Gymnasium, auf dem ich auch schon mal gewesen bin.« Friederike mit ihren blonden Haaren, die sie heute ausnahmsweise nicht zusammengebunden hatte; wie eine lose Sammlung von Strandhafer hingen sie fast einzeln über ihrer Schulter, nahmen ihr auch noch die Sicht, sodass sie nicht einmal das Bismarck-Denkmal sehen konnte. Richtung Alm fuhren wir und zugleich beinahe in den Teutoburger Wald hinein. Und mir kam es so vor, als hätte man für Friederike hier im Park einen Orchestersaal aufgebaut, wo man kleinen, emsigen Geigern und Oboisten beim Beethoven-Training zusehen konnte; meistens am Wochenende führten sie dort etwas Schönes in der Oetkerhalle auf.

Mit solchen Erinnerungen unter dem Zudeck lag ich und wärmte mich auch zwischen den Beinen auf. Später würde ich wieder einen Kurzroman lesen, neben den Kerzen oder davor.

Derweil setzten sich meine Eltern wieder auf ihre Lieblingsplätze zurück. Ich hatte klugerweise den Haustürschlüssel von unserer Wohnung in Bielefeld behalten, damit ich sie jederzeit wieder aufschließen konnte. Was für eine Überraschung, stellte ich mir vor, wenn wir jetzt plötzlich in der Wohnung unserer Nachfolger stünden. Bevor sie etwas sagen könnten, würde ich sie ins hinterste Zimmer schieben.

(Ich kannte mich immer noch sehr gut aus!) Begann auch gleich damit, bevor sie Luft holen konnten, die Modelleisenbahn aufzubauen. Mit den Panzern hielt ich mich erstmal zurück. Mit dem Geigenbogen meines Vaters vollführte ich Drohgebärden. Wie klein und artig diese Menschen heutzutage waren. Sie gaben noch nicht einmal ein Geräusch von sich. Und ehe sie sich versahen, waren wir schon wieder aus Bielefeld rausgefahren. Wir hatten Werther gewählt. Jöllenbeck gab es auch; dieser Name war schon gestern irgendwo in meiner Nähe gefallen. Es klang so hell, als hätte jemand in meiner Muttersprache mir etwas aus meiner Kindheit erzählt. Ich glaube, das macht schöne Geräusche, wenn man in die Brust von Friederike greift.

Große neue Köpfe

Und noch immer sehe ich mit meinem jüngeren Bruder aus dem Fenster, sehen neugierig und offenbar sehr interessiert, wenn ich doch nur wüsste wohin? Und wir sind jung, so unglaublich jung, unsere Mutter hat uns die Haare geschnitten, richtig frisch geschnitten. Und wenn ich jetzt der Vater dieser beiden Kinder gewesen wäre, ich hätte beiden die Köpfe von hinten geküsst, diese so unglaublich großen Köpfe, in denen gerade in diesen Sekunden eine ganz eigene (neue) Welt entsteht.

Die Deutsche Grammophongesellschaft

Die Deutsche Grammophongesellschaft, die ab und an bei uns auch tagte, wahrscheinlich deswegen, weil wir einen Plattenspieler besaßen. Im Wohnzimmer, wo unser Dual-Spieler stand, da saßen sie mit ernsten Brillen und mit wenig Haaren, die sie mit geschickter Hand hin- und herdirigierten.

Die Deutsche Grammophongesellschaft am frühen Sonntagmorgen. In schweren Sachen saßen sie wie Trauergäste und hörten sich den Gottesdienst von Anfang bis zum Ende an, den Gottesdienst, der jeden Sonntag aus dem Radio von meiner Mutter kam. In dunklen Sachen saßen sie und sahen sehr betreten auf die Instrumente, was eine gewisse Monotonie mit Stereo-Effekt erzeugte. Einer von ihnen hatte sich seine Geige unter das Kinn geschoben, als wollte er sich Schmerzen zufügen an dieser empfindlichen Stelle. Es war dann elf geworden, als man die erste Schallplatte auflegen durfte, und meine Mutter mit Hilfe von Kaffee und Kuchen die Deutsche Grammophongesellschaft mit Kalorien versorgte.

An manchen Tagen musste man sehr lange warten, bis der Plattenspieler auf 33 Knoten kam und mit maurischer Trauermusik unter der Leitung Karl Böhms das Wohnzimmer verließ. In warmen Strömen flossen dann die Tränen, die die Rillen und die Klassik und die Tagung überschwemmt, und diesen unsichtbaren Lärm erzeugten, solange hier bei uns die Deutsche Grammophongesellschaft mit Leibeskräften ihren Dampf in alte Hörner blies.

Kann weg

Wie wenige Personen doch zuletzt von unserer Familie übrig geblieben sind. Vielleicht fünfzig Prozent, oder vierzig vielleicht. Die Zahl sinkt, wie der Pegelstand in Dresden, im Sommer zwei null zwei, besonders in den Ecken und hinter der Heizung, wo man so schlecht rankommt (mit dem Staublappen). Auch ich fühle mich schon fast wie eine Palme, die da herumsteht (in einem polnischen Korridor) mit den verstaubten Blättern, wie etwas, das sich zu lange am selben Platz aufgehalten hat.

Bonnard

Was haben wir eigentlich gemacht, als es noch keine Fernsehgeräte gab? Was haben wir gemacht?

Haben wir uns gegenseitig langsam aber schonend umgebracht?

Oder haben wir ein Bild an unsere Wohnzimmerwand gemalt? Ein Fenster aus Kreide, durch das man, bis tief in die Dämmerung hinein, in den Garten sehen kann, in den Garten von Gethsemane. Dazu vielleicht einen Tisch. Aber noch wichtiger als ein Tisch ist die Tischdecke, eine gemusterte Tischdecke, auf der eine Schale mit üppigen Früchten steht. So oft, so produktiv variierte Bonnard dieses Motiv.

Heute steht eine Frau in einem Kleid von Dior davor. Vor Marthe, die noch immer in der Badewanne schwimmt.

Damals gab es noch keine Fernsehgeräte. Damals lag das Meer noch waagerecht und scheinbar völlig unbeteiligt wie auf einer Backform und ruhte sich für seine Zukunft aus. Selten schob sich eine Welle nach vorn. Aus purer Neugier, oder machte es ihr damals schon Spaß, sich zu wiederholen? Nach dem Abendmahl trug Bonnard ein impressionistisches Gedicht über die Einsamkeit in Le Cannet vor. Im Hintergrund segelte derweil ein Schiff wie ein L aus dem Bild.

Der neue Torwart von Bologna (für Zvan)

Ein Traum, den ich öfter träume, den ich vor allem auch sehr gerne träume, und dann tue ich wieder so, als würde ich ihn nicht kennen und träume ihn noch mal, wie eine Zugabe: In der Luft einfach stehenzubleiben, draußen, im Garten, aber auch hier, in der Wohnung, über dem Tisch, neben dem Kronleuchter schwebe ich jetzt, wie Jesus über dem See, lege meine Hände auf den Kopf, um nicht gegen die Decke zu stoßen; und so stand ich dann dort oben die ganze Nacht über, so lange ich wollte, ohne mit den Armen zu rudern, eher wie ein Turner flog ich durch die gute Zimmerluft, wie eine Eins im Strafraum – fing alles, was da kam, das Leichte und das Schwere – der Nachwelt hinterließ ich das, die Früchte dieser, meiner Torwartwut.

Ein Photo aus einem anderen Jahrhundert

Heute Morgen bin ich versehentlich in einem anderen Jahrhundert erschienen. Ohne fremde Hilfe konnte ich keine der Personen identifizieren, die da in meiner Wohnung herumliefen. Und dann die Musiker dazwischen. Offensichtlich war ich da in ein Familienfest meiner Vorfahren hineingeraten.

In den Gesichtern erkannte ich die großen Hoffnungen, die wie Fallschirme nie aufgegangen waren. Und dann die Veteranen, die so viel Angst und Schrecken verbreitet haben; jetzt saßen sie wie in einem Linienbus hintereinander und konnten kaum die Abfahrt zum Sennfriedhof erwarten, saßen nach dem Essen da, in sich versunken, als würde sie eine Lampe von innen schwach wie Hustensaft beleuchten, und die Kinder liefen um sie herum, wie um Eisberge, von denen nur noch die ausgemergelten Knie zu sehen waren. Sah mich nicht in der Lage, die zwanzig, dreißig Jahre zu überspringen, die ich anscheinend verpasst hatte, fortwährend mit feuchten Augen anwesend, und eben wegen der feuchten Augen vielleicht nur die Hälfte sah. Und dann unterspülten die Musikanten das, was mich im Innersten zusammenhielt, mit ihrer rumänisch klingenden Musik.

Aufmerksame Alpen

In der Ferne, in den erleuchteten Fenstern, zwei Personen am Tisch: eine Frau, die am Gesicht des Mannes – man sieht nicht genau, was sie da tut. (Was kann man am Gesicht eines Mannes machen?) Vielleicht erklärt sie ihm etwas mit ihren Händen und Armen?

Immer ist es die Ferne, das Unbekannte, das anzieht, das lockt, wie eine Tafel Schweizer Alpenmilchschokolade, als sei es dort süßer und wärmer als hier – wie es ja auch im Körper einer Frau zu sein scheint, als gäbe es ein Kopfkissen dazu, oder schon davor, oder dahinter; einfach warm und geräumig ist es darin. Und meistens riecht sie auch noch interessant dabei.

Eigentlich reicht es, wenn jemand einfach nur nett zu uns ist und die Beine aufmerksam nebeneinander stellt, mit den Händen könnte die Person Klavier spielen und in Gedanken ganz woanders sein. Das alles fällt mir ausgerechnet jetzt noch ein, beim Blick in das gut besetzte Fenster hinein. Und das Schöne ist, dass es aus Glas ist und nicht so schnell nachgeben wird.

So aufmerksam können eigentlich nur Alpen am Vormittag sein.

Rheda-Wiedenbrück

Die Leute fragen mich, welches Datum wir heute haben. Ich sage: »Einunddreißigster August. Letzter Tag, um den Verein zu wechseln.« So was sage ich. Und mir gefällt es, das zu sagen, laut auszusprechen, um zu probieren, wie das ankommt auf der anderen Seite, beim Taxifahrer zum Beispiel, oder in der Fahrradreparaturwerkstatt. Nachher werde ich in die Meldungen sehen, ob sich noch was getan hat auf dem Fußballmarkt.

Auch wir sollten mal wechseln, dem Arbeitgeber auf Wiedersehen sagen und in Spanien anfangen, in Malaga zum Beispiel, wo es schön warm ist und die Wellen leise an die Fesseln schlagen. Da könnte man noch mal heiraten, oder jemanden mitbringen, der mit uns ein Zimmer teilen will, in Duisburg oder Rheda-Wiedenbrück. Solche Namen haben einen guten Klang im Ausland. Und wer weiß schon, wo sich das Zentrum des Lebens befindet, nach dem wir immer wieder suchen. Auf der linken Seite, bis zum Strafraum rennen wir durch, und dann rennen wir wieder zurück, und ich bin froh darüber, dass ich das Datum festgehalten habe; wenigstens das Datum, ganz fest.

Die letzte Inspektion

Dass auf der Bielefelder Alm Kakteen gedeihen, verwunderte mich doch sehr bei meiner letzten Inspektion. Ich erwartete ein Punktspiel, oder wenigstens, dass die Arminen ihre Schwächen wegtrainieren würden, stattdessen stieß ich auf Tore, die verrostet waren, unbenutzt herumstanden, gleich drei hintereinander, in unterschiedlichen Größen auch noch, und dann sah ich, dass der Rasen sich verändert hatte, Kakteen schienen sich hier wohlfühlen und sich auszudehnen, in alle erdenklichen Richtungen schossen sie jetzt, und einige auch in die Höhe, wie in Mexiko. Das Gras wuchs. Man konnte es gar nicht mehr bändigen. Drei dunkelblau gekleidete Arminia-Bielefeld-Spieler erkannte ich, die letzten drei wahrscheinlich, bevor sich der Verein abgemeldet haben würde vom sogenannten Spielbetrieb.

Das also war es, was von meinem Klub übriggeblieben war. Gamon, Redecker und Roggensack. Man hätte Heu einfahren können. Arminia Bielefeld war abgestürzt, hatte sich durchreichen lassen. Jetzt waren sie seit Wochen und Monaten auf dem letzten Platz, wo man bestimmt auch überwintern musste. Drei blau gekleidete Spieler spielten sich warm, versuchten es zumindest. Ich hätte mich wieder ins Bett legen können. Ich konnte mir das nicht ansehen. Ich drehte mich um und kehrte in die Richtung zurück, aus der ich gekommen war. Im Ohr den Torschrei noch, sah, wie der Ball sich im Netz fangen hatte. Was müssen das für schöne Zeiten für Arminia Bielefeld gewesen sein. Aber jetzt war es hier still. Sogar die Vögel waren weggeflogen. Ich hätte das am liebsten nicht aufgeschrieben. Aber einer musste das tun. Einer musste die Chronik von Arminia Bielefeld vollenden.

Nichts Schöneres, als bei IKEA Pommes zu verputzen

Meine Wohnung ist alt geworden (vom vielen Wohnen muss das kommen). Dass Wohnungen so alt werden können, erstaunt mich. Diese Wohnung ist dabei, in der ich mein Alter eingelassen habe, eingeritzt in die Wände und in den Fußboden, so viele Spuren, die zu mir hinführen (und von da wieder zurück.) Auch das Fensterglas ist alt geworden, durch das ich hindurchgesehen habe (so viele Jahre), auf den Parkplatz. Meine Mutter lebte noch, als ich die Zimmer zum ersten Mal betrat. Wie frisch sie damals noch war und beinahe lebendig. Das war vor 24 Jahren. Da war sie 73. Und so zählt man das alles zusammen, um es wegzufegen. Damit man die Wohnung ›besenrein‹ an die Hausverwaltung zurückgeben kann.

Dort muss er geschrieben haben, wird man später über diesen Dichter sagen. Dort saß er vor dem großen Tisch, der gar kein Tisch war, sondern nur ein Türbrett, das auf zwei Böcken lag. Etwas primitiv. Alter Mann nun dieses Ich, das in wenigen Tagen dieses Zimmer für immer verlassen wird. Von solcherlei Gedanken immer wieder aufgeschreckt im Bett, wie auf hohen Wellen hin- und herschaukelnd, in einem kleinen Boot versteckt.

Heute haben wir bei eisigem Polarwind das Industriegebiet von Bremen-Brinkum aufgesucht; nichts Schöneres als bei IKEA Pommes zu verspeisen, ein kleiner Schmaus vorweg, bevor die neue Küche installiert wird. Mit weit über 1000 Euro Minus kehrten wir zurück.

Meine Briefe an Beckett

Ich hatte Becketts Telefonnummer aufgehoben. Ich wählte sie.

Wer weiß, vielleicht würde sich jemand melden, der jetzt in seiner Wohnung sitzt, umgeben von Beckettbänden, um nicht zu sagen: umringt von ihnen. Gebirgsmassive, die jederzeit abstürzen können; irgendwann werden die Bücherregale auch bei Beckettbänden nachgeben. Ich rief also an und tatsächlich meldete sich nach geraumer Zeit eine zierliche Damenstimme, auf Französisch sagte sie zu mir etwas Freundliches; hätte auch Nathalie Sarraute sein können, wenn sie noch leben würde.

Ich fragte sie, ob ich Englisch sprechen dürfe, was sie bejahte und so fragte ich sie, ob sie nicht meine Briefe und Huldigungen an mich aushändigen, sprich: zurückschicken könne, ich würde auch das Porto zahlen, konnte mich plötzlich aber nicht mehr an das englische Wort für Briefmarke erinnern. Immerzu fiel mir nur francobolli ein, was den spanischen Diktator ins Spiel gebracht hätte. Dies galt es unbedingt der alten Dame gegenüber zu vermeiden. Verschreckt würde sie womöglich auflegen, ohne meine Wünsche zu erfüllen. Ich wollte meine Texte, meine Briefe wiederhaben, die jetzt in der Wohnung von Beckett verstauben und vergilben würden. Das ließ sich nicht vermeiden. Und ein bisschen Platz in der Beckettbibliothek könnte doch der alten Beckettwohnung ganz bestimmt nicht schaden. Oder war die Wohnung längst schon leer, die Bücher und die Briefe in ein Beckettmuseum gewandert, und nur die alte Dame, die mich an Sarraute erinnerte, noch da, die vielleicht eine Witwe von dem alten Beckett war. Vielleicht besaß er sogar mehrere Witwen, die jetzt seinen Nachlass und auch hin und wieder seinen Wagen zu versorgen hatten. Viele Witwen also, die sich gegenseitig ablösten und auch Anrufe entgegennahmen, wie diesen hier zum Beispiel, den ich gerade eben erst getätigt hatte.

Vier- oder fünfmal ließ man es anstandshalber läuten, wie in einem alten Hotel, dachte ich, in dem eine Lampe unter dem grünen Lampenschirm ein gütiges Licht in den Flur sandte, bevor dann abgehoben wurde und eine höfliche Stimme erklang. Oui, Monsieur, oder etwas mit je und compris oder compra.

Und dann begann sie auch schon nach meinen Briefen zu suchen, die ich an Beckett nach Paris gesandt habe, in der Hoffnung, Beckett würde mir antworten, Beckett würde mich loben, Beckett würde mich preisen, ja, ja.

Schwarzes Bild

Am schönsten die Sonntage, die wir auf dem Balkon verlebt haben wie in einem Indianerzelt, das immer offen stand. Jetzt sind sie alle schon gebraucht und abgenutzt, sogar die Stühle und die Stoffe.

War es das, was ich jetzt sagen wollte? (Dass wir die Sachen nicht mehr zurückholen können?) Alles, was draußen ist, bleibt draußen, und die Stille, die man braucht, ist hier ebenfalls nicht zu haben. Ich weiß, sage ich, dass ich nichts weiß. Im Hintergrund hängt ein schwarzes Bild an der Wand.

Im Bett dann später noch ein paar Seiten Modiano, als würde hinter mir jemand leise Klavier spielen, aber richtig gut.

Verwirklichung in Cis

Das Wetter heute eignet sich dazu, sich zu verwirklichen. Man könnte ausnahmsweise einmal das Richtige sagen, oder sich auf dem richtigen Stuhl niederlassen; da wo die Sonne hinkommt und die Musik nicht zu laut ist und die Kellnerin. Wie glücklich wir sind, dass sie heute so angenehm ist und nichts vergisst. Das Wasser ist tatsächlich »still«, der Wein gut gekühlt und wir sind bereit für die Abenteuer, die für uns vorgesehen sind. Wir haben uns angemeldet. Wir haben sogar reserviert. Hey, hey, hey. Das Klavier ist ein Saiteninstrument. Du kannst es nur von der Seite bespielen, und von hinten kann ich dir zusehen dabei. Weißt du schon, an welcher Stelle du scheitern wirst?

Aus: Aus meinem Fenster

09.07.2005

Seit 1987 – beinahe hätte ich 1887 geschrieben, was irgendwie auch richtig ist, irgendwann verliert man den zeitlichen Zusammenhang, wenn man so lange nicht mehr umgezogen ist: So lange kenne ich jetzt den Parkplatz. Immer wenn ich in der Küche zu tun habe, fällt mein Blick auf ihn. Wenn ich Kaffee mache, wenn ich warte, wenn ich nichts zu tun habe, wenn ich döse und heute Morgen dachte ich, ich könnte doch mal über ihn schreiben, denn inzwischen ist er fast schon ein Freund. Zumal es ja nicht einfach ein gewöhnlicher Parkplatz ist. Drei Plätze, um nur ein Beispiel aufzugreifen, sind für den Taxibetrieb reserviert. In der Regel bleiben die Fahrer in ihren Fahrzeugen sitzen und lauern, wie Spinnen, auf Kundschaft. Und das kann dauern. Manch einer beginnt dann mit einer Art Frühjahrsputz, klopft die Fußmatten aus und so weiter, oder sie unterhalten sich miteinander. Einmal, erinnere ich mich, sind zwei Taxis auf dem Parkplatz zusammengestoßen. Da haben sie mir ausnahmsweise richtig leidgetan.

Froh bin ich darüber, dass die Flaschen-, Papier- und Kleidercontainer jetzt nicht mehr direkt unter meinem Küchenfenster stehen, sondern auf die andere Seite des Parkplatzes gerückt worden sind. Vor allem am Wochenende sieht man dort den Männern beim Pinkeln zu – und, wenn auch selten, bei größeren Geschäften. Man kann gar nicht umhin. Man steht in der Küche und möchte am liebsten aus dem Fenster schreien: »Du Sau, machst du das zu Hause auch so?« Und dann sind da noch die richtig feinen Pinkel, die dort auf dem Parkplatz ihre Pappen einfach neben die Container schmeißen, weil es zu viel Mühe und Kraft kosten würde, sie auch noch zu zerreißen ... Aber jetzt steht die Großcontaineranlage am anderen Ende des Parkplatzes, ist dank zweier Bäume kaum noch einzusehen.

Man könnte sagen, meine Frau und ich, wir sind seitdem fast glücklich.



21.07.2005

Ich möchte nie sterben. Ich möchte auch nicht pensioniert werden. Vielleicht werde ich es eines Tages satt haben, diesen Parkplatz zu sehen, den ich jetzt schon seit so vielen Jahren vor Augen habe, immer wieder junge Frauen mit neuen Männern und alten Familienkonzepten, ungezogene Kinder, die ein- oder aussteigen. Und edle Hunde an der Leine, die die Gegend mit Urin und Kot täglich neu versorgen. Und was wird aus diesem Parkplatz werden? Und was mit diesem Blick aus meinem Küchenfenster, wenn ich da eines Tages nicht mehr stehen werde?

22.07.2005

Am Wochenende gab es in der Frankfurter Sonntagszeitung ein großes Panoramafoto meiner Heimatstadt, vom Teutoburger Wald auf die Stadt. Natürlich begann ich gleich nach Dingen zu suchen, die ich wiederzuerkennen hoffte, das Finanzamt zum Beispiel. »Und da hinten ist die Hammer Mühle«, würde jetzt mein Bruder sagen. Das Gymnasium neben unserem Wohnhaus – es ragt gerade noch so eben aus den Bäumen heraus. Womöglich ist es zwischendurch auch ein bisschen gewachsen. Dafür ist das Krankenhaus verschwunden, das städtische, das meine ganze Kindheit überragte. Mein Zeigefinger flitzt jetzt auf dieser Karte hin und her wie ein Rennwagen, kommt schon dem Mittelfinger ins Gehege, obwohl das Foto doch sehr in die Breite gezogen ist. 330.000 Menschen sollen dort jetzt leben.

Jetzt noch mal schnell einen Blick auf den Parkplatz geworfen, für eine abendliche Bestandsaufnahme. Neunzehn Autos zähle ich zu dieser Stunde, die ich hauptsächlich am Teutoburger Wald verbracht habe, mit den Fingern auf der Panoramakarte, so als würde ich in einem Flugzeug sitzen, oder einem Film.

19.11.2008

Schön, dass wenigstens die noch Arbeit haben, denke ich gerade und sehe den eifrigen Ameisen von meinem Fenster aus zu. Die Autos kommen und gehen, die Insassen steigen ein und aus und entrichten die Gebühren. Unvorstellbar, dass das mal nicht so war, dass man stattdessen nach Holland und nach Belgien gefahren ist, um dort einzumarschieren, als hätte man nicht genug im Kerngebiet Deutschland zu tun. Es geht doch auch so, wie man sehen kann. Im Großen und Ganzen scheinen die Leute zufrieden, behaupte ich jetzt mal, auch wenn ich dazu keine Umfrage veranstaltet habe. Gestern hatte ich wieder einen Anruf von dieser Sorte. Ob ich nicht ihre Fragen beantworten möchte. Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, immer abzusagen, grundsätzlich: Nein. Wenn sie einem wenigstens was schenken würden, eine Tafel Joghurt-Schokolade oder eine mit Nüssen. Stattdessen eine durchgeweichte, routinierte Stimme, die, selbst wenn man ablehnt, gar nicht enttäuscht klingt und selber sehr schnell auflegt, schneller, als man selbst dazu in der Lage ist.

23.01.2009

Georges Perec setzte sich 1974 an drei Tagen in ein Café an der Place Saint-Sulpice und schrieb mit, was draußen zu sehen war. Keine Sätze, eher eine Liste, ein Protokoll. Er wollte notieren, »was nicht bemerkt wird, was keine Bedeutung hat, das, was passiert, wenn nichts passiert.« Das hört sich dann so an: »Zwei energische Knöllchenangestellte / Zwei Hundebrüder, Marke Struppi / Ein Mann mit Baskenmütze, Marke Pfarrer / Eine Frau mit Schal / Eine Großmutter mit Kinderwagen / Ein Mann mit Tschapka (es ist derselbe, er kommt zurück) / Ein Pfarrer mit Baskenmütze (ein anderer) / Es ist Viertel vor fünf. Ich habe das Bedürfnis, auf andere Gedanken zu kommen. Le Monde lesen. Das Lokal wechseln. Pause.«

Warum schreibt er so? Er sagte einmal: »Die Zeitungen schreiben über alles, außer über das Tagtägliche. Die Zeitungen langweilen mich, ich erfahre durch sie nichts; was sie erzählen, betrifft mich nicht, stellt mir keine Fragen, die ich stelle oder stellen möchte.« Perec tut immer etwas, womit man nicht rechnet. Das ist normal bei ihm. Er interessiert sich nicht für das Außergewöhnliche, das ganz Gewöhnliche schnappt er auf, so als wollte er es fotografieren: Der Bus, der vorbeifährt. Der 63er und der 96er und die roten Zotteln an der Mütze eines Mädchens. Einmal hat er sich in einen Aufnahmewagen des Rundfunks gesetzt und sechs Stunden ausschließlich Dinge aufgezählt, die er an einer Kreuzung sah. Über Perec wird noch immer geredet. Er ist da, so wie der Platz an der Saint-Sulpice. Nur die Cafés gibt es nicht mehr. Damals waren es noch drei.

01.06.2010

Etwas Schlimmes muss passiert sein. Der Parkplatz – ist er krank? Hat er sich erkältet? In seinen Grundfesten erschüttert: Eine Baustelle ist eingerichtet. Seine rechte Flanke nahezu komplett gesperrt. Was wird geschehen? Niemand weiß es. Flugblätter sind nicht verteilt worden. Wie leichtfertig, auf Parkgebühren zu verzichten. Die Parkwächter haben nichts mehr aufzuschreiben. Ich habe auch nichts mehr zum Schreiben. Schon seit Wochen ruht der Parkverkehr. Nur die Taxifahrer verfügen noch über ihre drei Taxiboxen. Es genügt, ein Schild aufzustellen: Baustelle. Und Deutschland hat ja genug davon. Ich sehe einen Mann in seinem Sportwagen sitzen. So gemütlich sieht das aus, als würde es ihm Vergnügen bereiten, in einem Auto mit heruntergelassenen Scheiben zu sitzen und zu gaffen. Fahr weiter! Hier gibt es nichts mehr zu sehen! Eine Baustelle beginnt immer mit einem Schild, mit einem Hinweisschild: einem Mann, der mit einer Schaufel in einen kleinen Hügel gräbt, in einen Haufen Erde seine Schaufel hineinsticht, in guter Haltung, das muss man anerkennend sagen, ein Orthopäde würde ihn loben, und bald schon wird er den Haufen auf einen anderen Haufen geschaufelt haben, und schon ist wieder eine, noch eine Baustelle entstanden. Dem Parkplatz hat man etwas genommen, und die Frage ist, ob es ihm jemals zurückgegeben wird. Vielleicht wird er einfach verkleinert. Morgen früh werden die Baumaschinen wie Panzer einmarschieren. So viel ist gewiss. Man sollte zur Erinnerung noch ein Foto von ihm machen. So wie er aussieht, wird er nie wieder aussehen.

Aus: Tango ohne Argentinien

Der Rest von mir

Wenn du nach oben guckst, siehst du immer meinen Kopf. Für den Rest meines Lebens werde ich damit klarkommen müssen, dass er dort oben ist, immer. Der Rest von mir ein Stückchen tiefer. Das alles nehme ich mit ins Bett, damit es schön warm bleibt. Gestern war ich damit auf der A2, und heute ist Sonntag (Ruhetag), da bleiben wir zu Hause. Ein bisschen 3sat oder arte. Vielleicht ist das auch gut für meinen Husten.

Klaus Johannes Thies. Wie sich das anhört. Drei Worte, die alle mit s aufhören, was mir noch nie aufgefallen ist. Ich sitze in einem Zimmer, irgendwo auf der Welt. Wenn man später dazukommt, kann man das wahrscheinlich gar nicht verstehen. So wie bei Filmen, die schon angefangen haben. Jetzt spreche ich einfach weiter. Vielleicht werde ich ja noch berühmt im Alter. Solcherlei Gedanken murmeln in meinem Kopf. Fast sieht es aus, als spiele dort jemand Golf. Schöne runde Kugeln und so glatt. Man könnte sie in den Mund stecken Und dann den langen Weg durch das Lokal und alle sehen dich an, als wäre etwas an deinem Gang, an diesem Mittwochabend, nicht in Ordnung.

Spät aufstehen

Spät aufstehen, um elf Uhr eins, das hört sich nach Ferien an. Der Kaffee wartet, der kann warten, und auch die anderen Sachen lassen wir einfach stehen oder liegen.

Irgendwo im Garten saßen wir, in einem schönen Rahmen, mit gefalteten Händen betrachteten wir unsere Familien und beteten die Ferien an, als würde es so was nie wieder geben, oder nur mit Bestechung. Ansonsten nur leere Landschaften, jede Menge leere Ladeflächen und jede Menge Leitplanken, beidseitig, und Lastkraftwagen, die wir schon im Mai abbestellt hatten; ich sprang in die Badewanne, schwamm da so vor mich hin, wie eine übermüdete Schwimmerin oder ein leicht überzuckerter Fisch.

Morgendämmerung à la Katz

Ein amerikanischer Morgen heute.

Und da gehe ich den Bürgersteig entlang. Alles ist so still und leer und etwas künstlich aufgesetzt, wie in einem Wim-Wenders-Film. Man stellt sich einfach zu viel vor, wenn man wenig erlebt. Und doch ist es gut, wenig zu erleben.

Es ist feucht und kalt, und manchmal begegne ich meinem Vater. Auch wenn wir selten miteinander sprechen. In meinen Träumen halten wir Kontakt. Eigentlich weiß ich gar nicht, was er gemacht hat. Für mich hat er sich kaum interessiert. Und umgekehrt genauso. Daher fällt es mir nicht schwer, ihn anzuschweigen, mich umzudrehen und wieder nach draußen zu sehen, in diese amerikanische Morgendämmerung. Es könnte ein guter Tag werden, wenn er sich ein bisschen Mühe gibt.

Zu viel Feuilleton

Ich sah großes, bravohervorzwingendes Tanztheater: Über zwanzig Personen tobten auf der Bühne. Hinterher tat ich so (aber nur ganz heimlich und nur für mich), als würde ich mich auch so schön und schnell bewegen können, auf dem Weg nach draußen. Dort standen wir dann alle wie in Prosa steif um unsere Gläser herum, fuhren und fuchtelten mit den Armen herum wie falsche Dirigenten aus Italien, taten so, als müssten wir die Gläser vor Insekten beschützen und stammelten dabei unentwegt und unbeirrt in den Abendhimmel hinein, und es rochen jetzt die neuen Kleider ganz ungeniert nach Schweiß. Endlich konnten sie sich auch mal außerhalb von ihren Schränken zeigen.

Danach dann, wie auf ein geheimes Zeichen, aufs Fahrrad, wie ein Easy Rider ohne Motor durch die Nacht und durch die Wälder, was oft das Beste am Ausflug ist: Wenn man das Glas abgestellt hat und weglaufen kann, immer noch benommen, als hätte man zu viel Feuilleton abgekriegt.

Nach der Probe

»Nach der Probe gingen alle mit Heiner Müller in die Kantine«. Natürlich gibt es überall diese Schafe, die sich ranhängen an ihren Programmleiter, von seinem Sauerstoff zehren und sich damit begnügen, mitzugehen, zuzuhören. Das würde bei mir keiner machen, weil ich nicht interessant bin und nicht wichtig, sie würden eher wieder zu rauchen anfangen, draußen vor der Tür stehen und frieren. Dabei hat Heiner Müller gar nichts gesagt, hat nur seine Zigarre angehoben und sie ganz genau betrachtet, als wollte er sie endlich mal erforschen oder auffüllen mit Bedeutung, auf die wir so sehr angewiesen sind.

Winkler am Abend

Gestern kein Wort geschrieben, zu müde. Winkler am Abend nach der Arbeit auf dem Balkon gelesen, Kopf weggesackt, noch mal versucht, das Gleiche. Immer wieder Josef Winkler, »Mutter und der Bleistift«, und der Kopf sackte ab. Doch zuletzt habe ich doch noch den Vertrag unterschrieben: werde nächstes Jahr für Legia Warschau spielen.

Mutterschulden

Und dann hat der Tag doch wieder angefangen, sogar am Eingang der Bank, wo nur Automaten herumstehen und sich gegenseitig angähnen. Und dabei dachte ich plötzlich daran, wie viele Schulden ich bei meiner Mutter hinterlassen habe, weil ich immer gegen sie verloren habe, immer im MONOPOLY, vor allem an den Weihnachtstagen. Meine großzügige Mutter wollte sie mir gleich wieder erlassen – ich sehe, wie sie neben mir sitzt in einem von ihren übertrieben bemusterten Kleidern (es gab schon immer zu viele Motive) und die Schulden anwachsen, sich auftürmen, fast genauso übertrieben oder gar noch schlimmer als das Matterhorn bei bestem Wetter, und ich wage es schon gar nicht mehr, sie anzusehen und zu würfeln; so sinnlos, die Schlossallee und die Parkstraße zu betreten. Ja, es kommt mir wie ein Wunder vor, dass sie nie nach dem Gerichtsvollzieher rief. Oder war sie nicht darauf erpicht, weil wir in der Ravensberger Straße 135 saßen und den Tannenbaum dort auf der rechten Seite sahen und die Kerzen, die so herzlich glühten und auf meine Mutter wie auf die Maria strahlten? Immer, wenn Weihnachten ist, denke ich an die Schulden, wie viele Milliarden Schulden ich bei meiner Mutter gemacht habe, und immer noch zahle ich ab, Rate für Rate. Ich sehe auf die Bankautomaten. Die Welt ist dunkel, windig und kalt.

Das Entscheidende fehlt

In seinem Zimmer sitzt mein Vater, wie immer im Dunklen, hört einen schweren Brahms, oder Liszt, der noch schwieriger ist. An der Wand noch immer der Öldruck von der Kurischen Nehrung, ›Abendstimmung mit Kahn‹ oder so ähnlich. Die Vorhänge zugezogen, damit die Buchen nicht ins Zimmer gucken. Und wenn, werden sie dafür auch noch kritisiert.

Party mit Personen

Nichts ist schwieriger, als irgendwo bei einer Party anzufangen.

In der Küche? Früher hätte man dabei wenigstens eine glühende Zigarette durch die Zimmer getragen oder ihr beim Verglühen zugesehen. Viel Rauch um nichts! Auch mit den Gästen war ich nicht ganz einverstanden; hätte sie am liebsten einzeln rausgetragen. Hatte kein Interesse, nicht mal an dem schwarzen Hund, der in einem fort auf meinem Weg rumlag. Streicheln wollte ich ihn auch nicht. Warum sollte ich was streicheln, was nicht mal zurückstreicheln kann? Ich wurde schließlich auch nicht angestreichelt. »Ich muss dir ja ganz ehrlich sagen, dass ich dein Buch noch immer nicht gelesen habe«, sagte eine Dame hier an meiner Seite. Sich verlieben könnte helfen, oder ein paar Spiegeleier braten. Die meisten Gäste sahen schon den ganzen Abend auf die Uhr, warteten auf den richtigen Augenblick, (den allerdings muss man finden), um sich vom Acker zu machen. Und in dem Augenblick, als er dann endlich gekommen war, begannen sie real zu strahlen wie routinierte Unterhosenverkäuferinnen, die einen Coup gelandet hatten, zwölf Paare da auf diesem Stapel.

Es ging jetzt in die Verlängerung. Ich stand schon wieder mit den Händen da herum, wie etwas Hingestelltes oder Abgestelltes, das nicht wusste, wie es weitergehen soll. Es gab ja auch kein Ziel und keinen Partyleiter. Es gab ja nur Personen, die das jetzt spielen müssen, dieses Stück, bis gegen Mitternacht, auch wenn es immer weniger Spieler gibt. Schon wieder sind zwei Leute weg. Beim Abgang die Erleichterung – ich habe sie dann noch erwischt, da, an dem Gartentörlein, das so quietscht.

Sommertag (nach Gerhard Richter)

Wie schade, dass man einen Sommertag nicht kaufen kann. Aber man kann durch ihn hindurchgehen. Ich sehe auf den Sommertag von Gerhard Richter, auf seine Landschaften. Manchmal scheint mir, als hätte er nichts ausgelassen. Er hat wirklich alles gemalt. Er ist jetzt über achtzig Jahre alt und hat alles gesehen. Hat Deutschland wirklich festgehalten. Jeden Sommertag und jeden Wald und jeden Weg und jede Wolke und das Wasser auch. Ich liebe seine Sachen. Sie liegen hier auf meinem Arbeitstisch. Das viele Grün, und manchmal scheint die Sonne direkt in diesen Sommertag hinein. Ich sage das, obwohl wir eben Winter hatten. Ich habe heute Morgen den Sonnenaufgang festgehalten, den blutigen Himmel, der sich in den Fenstern spiegelte. Ich habe beobachtet, wie die Kinder auf ihren Fahrrädern durchs Dunkel fahren, oder besser die Leuchten und Lichter an ihren Rädern, denn von den Kindern war nichts zu sehen. Ihre Stimmen zerrissen die Dunkelheit. Und dann sehe ich wieder auf die Arbeiten von Richter. Ich gehe nicht gern spazieren. Ich mag das nicht. Diese Langeweile, die sich dabei auftut, als hätte das etwas mit der Landschaft zu tun. Aber beim Anblick dieser Bilder ändert sich meine Meinung. Dieser schnurgerade Weg bis zum Horizont und auch noch leicht bergauf, an den Obstbäumen vorbei, die mir zusehen, die Spalier stehen, so neugierig – diesen Weg möchte ich gehen. Ich weiß nicht, ob das Bild einen Namen trägt. Und wenn. Ich vermute nur, dass es irgendwo in Deutschland ist. Ich würde es wiedererkennen unter all den Bildern, die Richter gemalt hat. Sicher erst fotografiert und dann gemalt. Auf diesem bzw. in diesem Sommertag würde ich gern eine Zeitlang stehen bleiben. Ich schmecke es förmlich, das Leben, als rufe es nach mir, als möchte es mich für immer behalten, als sollte ich ein Teil von ihm sein. Als wollte es mich umarmen viel-

leicht, und auch streicheln. Etwas wie Wolle und aus Blättern zusammengesetzt. Und es ist grün. Und es ist beinahe abstrakt, so verschwommen und klar. Und ich stehe darin, stelle ich mir vor. Ich werde dorthin gehen und für immer dort sein. Mehr ist dazu auch gar nicht zu sagen. Jetzt habe ich es endlich ausgesprochen, ein für allemal. Fast ist mir, als hätte ich mich selbst in diesen Sommertag hineingemalt. Fast sage ich (an dieser Stelle) Amen.



Taubenübertragung

Eine Taube sitzt in dem Baum wie auf einem Baugerüst. So sieht es jetzt vor meinem Fenster aus. Alle Blätter vorübergehend abgehängt. Vielleicht müssen sie repariert werden. Und bald schon wird es wieder wärmer werden. Die Taube ist jetzt abgeflogen. Vielleicht möchte sie eine Taube auf einem anderen Baum besuchen, oder sich zur Abwechslung aufs Dach stellen und einfach abwarten, was der Tag so bringt. Derweil kann sie schön auf die Stadt runtergucken. Ich denke gerade an meinen Vater. Was würde er heute machen, wenn er noch leben würde? Ich hatte ihn schon ziemlich vergessen. Aber dann ist er ganz plötzlich wieder da, als würde er vor der Tür stehen und in mein Zimmer gucken. Dann könnte er sehen, dass ich am Tisch sitze und schreibe, zufällig gerade über ihn. Ich würde aufstehen und ihn umarmen. Und ich würde mich tatsächlich auch freuen, riesig freuen, dass er wieder da ist. Manchmal träume ich von ihm. Er sitzt dann meistens ein wenig im Hintergrund, sieht eher zu, beobachtet mich still oder telefoniert, aber so, dass ich es nicht höre. Wie rücksichtsvoll er ist. Natürlich hat er mich in diesem Alter, in dem ich jetzt stecke, noch nie gesehen. Inzwischen bin ich sogar älter als er. Mein Vater. Jetzt ist er zu einer Figur geworden, in einem Roman, einer Figur, die immer wiederkehrt. Oder ist er diese Taube geworden. Gerade ist sie wieder umgekehrt und guckt mich an. Warten wir ab, wann sie sprechen wird.

Elizabeth Bishop

Elizabeth Bishop, so alt wie mein Vater. Ich würde ihn gern mit der Dichterin zusammenbringen, in Brasilien, an der Copacabana. Mir hat es schon immer gefallen, Personen zusammenzubringen, zu vereinen, als würde ich für das Rote Kreuz arbeiten. Muss ja nicht unbedingt immer gleich Krieg sein, man kann ja auch mal über Wiesen und schöne Alleen sprechen. »Sieh doch mal, die Bäume dort!« Schon deswegen hat sich die Reise gelohnt, um diese schönen Bäume zu sehen. »Oh, wie gut ihnen das Rot steht«, sage ich, während mein Vater auf dem blauen Sofa liegt und mit Ausdauer die unergiebigste Neue Westfälische liest.

Dieser schöne Opel Kapitän

Es ist gut, immer noch gut, aus dem Fenster zu sehen, nach so vielen Jahren. Und genau deswegen guckt man da raus. Sonst könnte man ja auch auf die Wand sehen. Oder auf einen Corot. Als würde man darauf warten, dass da unten ein Auto anhält, dass sich die Türen öffnen, und die, die darinnen schon so lange saßen, die mit uns verwandten, aussteigen und trotz der langen Fahrt uns gleich wiedererkennen. Und tatsächlich steht da unten in der Ravensberger Straße dieser schöne Opel Kapitän.

Ich bin der Busfahrer

Virginia Woolf dachte über das Spaziergehen nach. Ich denke eher an Busfahrer, die an der Endstation herumstehen und rauchen. Daran und an dies und das denkend, manchmal auch im Konjunktiv mit Rösti, Rührei und mit Pfifferlingen unterfüttert.

Ich bin froh darüber, dass ich mir nicht ins eigene Gesicht sehen kann, sozusagen in das Alter, während ich an einem Text arbeite, in dem es um mich als Jüngling geht. Bewegt sich da was? Eine Falte? Oder sieht es starr geradeaus wie ein Busfahrer von einer Haltestelle zur nächsten unterwegs, oder zwischen einer Haltestelle und der nächsten wartend, bis der Letzte eingestiegen ist – dieser routinierte Blick ins Nichts. Oder ist da was zwischen den Zähnen hängengeblieben? Ein Zahnstocher wäre nicht schlecht. An der Endstation dann wieder eine Zigarette rauchen zur Entspannung. Ich bin Busfahrer, werde ich sagen. Denn eines Tages wird man doch vergessen haben, wer ich war.

Erkundungen an mir von hinten

Es ist Sonntag und ich sitze am Tisch. So sah es jedenfalls aus, als ich in die Küche kam und mich dort sitzen sah – von hinten. Und dann trat ich langsam an mich heran. Ich wollte mich nicht stören. Wann kann man schon mal ganz für sich sein, und wie lange hält das Glück an, bevor man wieder herausgerissen wird. Ich fürchte, ich werde gleich einen Fehler machen. Das lässt sich manchmal nicht vermeiden.

Teil 2

Aus dem Archiv

Bielefelder Selbstgespräche

Mein Deutschlehrer ist 92 Jahre alt geworden.
Jetzt liegt er hinter dem Botanischen Garten
und sieht am Abend auf die Sparrenburg.
Er kann sich das nicht abgewöhnen.
Es ist ja auch nicht weit bis zum Ratsgymnasium.
Währenddessen rauch' ich eine Zigarette,
heimlich hinter Bismarcks Rücken fällt es gar nicht auf.
Im Kino läuft der letzte Film von Hong Sang-soo
mit engen Jeans und schönen Pferden.
Der Jahnplatz wird schon wieder umgetauscht.
Die Niedernstraße 1955, damals noch mit Atrium,
Kepa Kaufhaus Eintopf essen,
das nur nebenbei,
übermalen sozusagen, Gold Pfeil, Moster
Gerhard Richter und sein Krakel.
Ans Sporthaus Berke kann ich mich erinnern,
im Kino läuft der neuste Film von Hong Sang-soo.

Die Wahrsagerin

In einem halben Jahr ist schon wieder Weihnachten, und bald darauf werde ich siebzig werden und eine neue Freundin haben, die gern Lila trägt, hat mir die Wahrsagerin geraten, die immer vor dem Bio-Markt kniet. Lila Söckchen wird sie tragen und ein lila Trikothemd, worauf in Übergröße diese Siebzig steht.

So sieht dein Lebensabend aus, mein lieber Klaus. Alles so still, so wunderbar still in der Wohnung und dein Hörgerät für nichts und wieder nichts. So gehen die Stunden dahin, weitgehend unauffällig, wie der Blick auf Stauteich drei, als wäre das alles nur ein Versehen, was jetzt noch geschieht.

Felder

Es geht mir einfach gut,
ganz einfach.
Vielleicht geht es mir gut.
Ich weiß es nicht.
Wenn ich vor einem Feld stehe,
oder vor Bäumen,
vor Wiesen sogar,
oder wenn da und dort ein Dorf am Horizont,
ein paar Menschen und Rehe,
aber nicht zu viele.
Dann geht es mir gut.
Und das schon seit langer Zeit.
Soviel zu einem meiner Gedanken,
der jetzt zufrieden scheint.

Kopf mit Unsinn und mit Obst verstopft

Ich bin natürlich auch in meinem Kopf zuhause, sehr oft sogar, in meiner Niere, meiner Leber, aber niemand kennt mich wieder.

In meinem Kopf ist soviel abgelagert und auch die Strecken, die ich abgeklappert habe, bis meine Sohle durchgebrochen ist, in meinem Kopf, in meinem eigenen Kopf, in diesem Ding, das mir gehört, das ich gepachtet habe, noch immer und schon so lange, mein Kopf, da in ihm drin, ein altes Zimmer, eine Bude, in der noch immer, in der gleichen Ecke, die Kommode steht, da wo wir sie einst hingestellt, wo wir sie abgestellt... ein halbes hundert Jahre sind seitdem vergangen. Gottlob, die Wohnung ist noch immer trocken, kein Schimmel in den Ecken, ich sauge regelmäßig Staub in meinem Kopf, ich hab den neuen Sauger von Miele abgeholt. Das Zimmer aber will ich nicht noch einmal überstreichen; das alles neu zu tapezieren. Lohnt es sich überhaupt?

Der Plattenspieler von Dual ist nicht seit gestern schon kaputt. In diesem Kopf und meistens auf der linken Seite führ ich mein Leben, die rechte Seite ist mit Unsinn und mit Obst verstopft.

Wie schön es wäre, wenn ich noch einen Blick nach draußen werfen, ein schmales Fenster auf den Gardasee jetzt öffnen könnte, ein kleines Loch reinbohren, um etwas durchzulüften, drum pump ich frische Luft in' Kopf.

Am Ende ist doch alles immer richtig

Ich schreibe gern über unwichtige Dinge.
Ich achte immer auf die Dinge im Hintergrund.
Am Ende ist doch immer alles wichtig, nicht wahr?
Auch die Vermeidung von Darmträgheit.
Das hat Jimmy Durham herausgefunden,
von dem wir eine kleine Zeichnung haben,
auf die ich jeden Tag gucke, mindestens ein Mal.
Er schrieb auch einen Essay über Stühle und über die Un-
stimmigkeit des Mobiliars bei den Darstellungen des letz-
ten Abendmahls.
Da klatsche ich doch in die Hände.
Es gibt genügend Sätze, die ich für euch jetzt lesen kann.

Warme, aufgewärmte Abendbilder

Am liebsten zu einer Zahnärztin gehen. Die bohrt so leise, so zart und sanft wie eine Freundin, die auf dich im Traum zugeht, die Plomben pflückt und sie dir in den Mund legt, bis sich die Reihen wieder füllen.

Ich umarme sie, wenigstens ihren blauen Pullover, und dann sehe ich die mollige Frau hinter ihr, der man ansieht, dass sie gern schwimmt. Sehe sie in den See steigen mit ihren Freunden und Kindern, gruppenweise schwimmen sie davon, wie bei einer Prozession, sogar der Hund. Sehe das alles noch einmal in Farbe, wie in einem alten Tagebuch in einer Truhe. Was gibt es Schöneres als jemandem zuzuhören, den man mag, den man liebt, hinten, im Boot sitzend, »auf der Suche nach der verlorenen Zeit« vorlesend. Und dazu taucht und tunkt man die Ruderblätter wie Bleistifte in den See... Ruder, die leise eingetaucht werden, wie die Hälsen der Schwäne, und dabei den unsichtbaren Worten zuhören, als wäre das, was sie sagt, Musik, die uns das seit langem Ersehnte bringt.

Das alte Personal

Immer wieder greife ich auf das alte Personal zurück, das so gut gearbeitet hat. Warum sollte man es auswechseln? Meine Mutter in einer weißen Bluse, die ich noch nie an ihr gesehen habe. Ich weiß nicht, ob man diesen Traum anhalten kann. Ich habe ein braunes Lineal. Dreißig Zentimeter befinden sich noch daran. Ich habe nachgemessen. Nach so vielen Jahren brennt die Sonne immer noch auf den rechten Arm. Es ist das einzige, was ich von meiner Schulzeit behalten habe, das braune Lineal.

Was könnte ich noch sagen?
Habe ich nicht schon alles gesagt?
Am Klavier Yuja Wang.
Sie hat ein rotes Kleid an.

Ferien an der Autobahn

Langsam wirst du alt. Woran man das merkt? Wie du in die Badehose steigst. Mit welcher Bedächtigkeit, aus Angst, einfach umzufallen, wenn du auf einem Bein stehst. Und hinterher: Wie du versuchst, aus ihr wieder rauszukommen. Zwei gescheiterte Versuche hast du schon.

Das Abtrocknen der Füße: so gut wie unmöglich. Sind zu weit unten, viel zu weit entfernt von dir. So tief kannst du dich nicht bücken. Was fehlt? Der Satz: Ich ziehe meine grüne Badehose an und springe in den See hinein. So einfach kann das sein.

Nach dem Baden dann wieder die üblichen Mückenattacken, bis du endlich Platz genommen hast im Wagen, noch in Mecklenburg, an der Raststätte Stolpe, Pommes mit Ketchup direkt an der Sonne, und nirgendwo ein Vopo.

Am liebsten wäre ich da sitzengeblieben mit dir, einen ganzen Sommer lang, Ferien an der Autobahn machen. Nur der Lastwagenmann aus den Niederlanden sitzt drinnen in neongelber Verpackung und guckt raus auf uns, durch eine Scheibe, wenn auch nicht die gleiche. Den ganzen Tag lang sieht er da durch, immer nur nach vorne. Das ist sein Beruf. Jetzt stippt er seine Bockwurst tief in den Löwensenf hinein. Daneben liegt das angebissene Brötchen mit einer Fliege darauf.

Ich pfusche mich so durch dir Tage

Ich denke wieder einmal über meine Zukunft nach, die nur noch vor sich hinzuckt, wie ein Schmerz im Kniekehlenbereich. Was lässt sich mit mir noch anfangen, wo doch alles schon auf das Zeichen »Abfahrt« hindeutet? Die rechte Seite fühlt sich an wie angeschossen. Irgendwo ist ja immer Krieg. Nur die Atemwege sind jetzt endlich befreit. Ich denke an die Frelimo dabei und an Mosambik. Gestern Abend nach dem köstlichen Asia-Salat blieben wir am Tisch sitzen, tranken Rotwein und lasen. Ich beschäftigte mich wieder mit Rauschenberg. In mein Gesicht sieht ja doch keiner hinein. Ich sitze auf dem Sofa, soll heute zu Gartenarbeiten in Wedding herangezogen werden, ich mit meinem steifen Kreuz.

»Cage kann eine Halle immer noch schneller leer spielen als irgendeiner seiner Zeitgenossen«, sagte Rauschenberg in einem Interview. Der Umschlag von dem Buch, so schön leuchtend wie Orangensaft, gemischt mit einem souveränen Sonnenuntergang. Schön ist es, Luft zu haben, Luft zu bekommen, atmen zu dürfen, ein Leben ohne Taschentuch zu führen. Die schönste Sache der Welt: Luft. Und jetzt sehe ich wieder die Sparrenburg von Bielefeld. Und nicht weit davon entfernt beginnt Olderdissen. Tierpark Olderdissen. Ich rieche noch heute, wie die Füchse stinken. Das haben wir jetzt erst mal geklärt.

Bald beginnen die Gärten zu leuchten, wieder deutlich zu werden, beginnen sich wieder zu füllen. Die Luft schon jetzt spürbar wärmer. Am liebsten würde ich Fußball spielen. Doch der Rasen darf nicht betreten werden. Betreten des Rasens verboten. Immer noch werde ich verfolgt von dem Parkwächter mit dem steifen Arm und den hohen Stiefeln. Gleich wird er sein Fahrrad besteigen und hinter mir her, hinter mir her! Aber ich bin schneller als er.

O.T.

Ich bin noch gar nicht aufgestanden
Ich will noch warten, bis es hell geworden ist.
Man sieht sich selbst ja nur selten.
Das Licht, es muss sich erst entwickeln.
Es muss noch wachsen.
Es klammert sich noch an die Dunkelheit
Und schwankt nach allen Seiten.
Mein Körper ist erwacht.
Ich heb ihn hoch,
ich dreh ihn um.
Ich trage ihn ins Badezimmer,
jetzt endlich geht er weiter,
genauso langsam und so schnell wie früher.
Auch Strindberg ist sehr einsam,
und trotzdem schreibt er,
schreibt er immer weiter,
und es gibt nichts, was ihn erheitert
und was ihn wirklich interessiert.

Sich vergnügen an Etüden

Sonne ab und zu
auch ein See ist möglich
dann und wann ein Unterrock
Mieder ohne Worte
mit zwei Armen, beide, oben
wegen der Frisur
für die nächste halbe Stunde
Und das alles hat es mal gegeben
dies Vergnügen an Etüden
Und natürlich sah man Sartre
in Bewegung und mit großer Anteilnahme
die Jakobuskirche fast schon in der Prießallee
Pastor Bongards und den Existenzialismus
alles ausgestorben, Polizeisportfeste, Dudelsäcke
auf der Königsbrücke abgeschafft das alles
Kommunisten kann man schnell noch einmal prügeln
rote Farbe würde schon genügen
sich vergnügen mit Etüden
auch mit Frauen und mit Spiegeln
Hertha darf man nicht vergessen und die
Ravensberger Spinnerei,
doch bei Hertie gab es Ordner,
Gummibäume, Augenbrauen und auch Krümel
Hüllen ganz weit hinten.
Bis hierhin sind wir also durchgekommen
in Bewegung und in Farbe
und natürlich auch mit großer Anteilnahme
wurde man beerdigt.

Tutu

An Šoškić gedacht und an Buffon auf Deutsch und im Griechischen an Martin geschrieben, aus bloßem Vergnügen bei schönem Wetter Hechtsprünge üben, etwas tun, was an und für sich überflüssig ist; gibt es das: Wie eine Möwe mich selber überfliegen?

Vor einer Woche Sirtaki-Musik, Rembertico, in Milia gebadet, bis zur roten Boje rausgeschwommen, auf dem Rückweg einen Delphin mitgenommen und nichts zu verzollen.

In der Ferne hört man das Tuten, wenn die Fähre hereinschwebt mit dunklen Wolken, wie ein Ufo.

Peymann sitzt unten am Hafen in seiner Taverne, spricht laut und mächtig auf Deutsch und auf Griechisch.

An der Uferpromenade geht ein magersüchtiger Minirock, begleitet von durchsichtigen Strümpfen.

Kookbooks ist zehn Jahre alt geworden, Uljana und Steffen Popp und immer noch zu wenig Geld unterm Kissen.

Mit Schwimmbrille in die Ägäis geschaut. Das Wasser findet immer wieder meine Lieblingsfarbe heraus.

Jahre später sieht man das Gebiet noch einmal wieder aus dem gelben Urlaubsflieger.

Ich saß ganz hinten, vor mir die Callas, eine Frau, die das ganze Jahr über warm ist.

Ich konnte kaum atmen deswegen.

»Tutu«, sagte sie. Das war so, als würde sie meine Jugendzeit anhupen, und dann, vom Höhenrausch befallen, noch einmal »Tutu«.

Balkonstudie

Ich ziehe mich an.

Eine Wiederholung, die nie ihren Reiz verliert.

Sonst würde ich ja sehr wahrscheinlich einfach immer liegen bleiben.

Jetzt bin ich also angezogen und gucke vom Balkon herunter, genieß die Zeit, die mir noch bleibt, bevor ich selbst verwelke.

Das sag ich meinen Blumen, die ich schon wieder gießen muß mit Leitungswasser aus Berlin.

Ich füttere sie jeden Morgen, kipp das Nasse auf sie drauf, auf ihre Nasen, die sie mir entgegenrecken und denk an Beuys und manchmal auch an Polke.

Ich schreib ne neue Formel an die Tafel.

Die Himmelfahrt beginnt, die milde Luft am Abend.

Ein Bild, schon wieder, ich seh jetzt eine Frau, die langsam sich entfernt.

Das seh ich deutlich.

Ich seh sie jetzt besonders gut,
als sei sie grell beleuchtet.

Ungenauer Sendeschluß

Das Radio spielt in der Küche.
Keiner hört zu.
Der Nachmittag hat heute ausnahmsweise mit sich selbst
zu tun.
Da geht er jetzt, wird ungenau, schon hinterm Jägerzaun.
Der Abend kommt.
Das Radio spielt immer noch.
Und niemand da,
Der's abstellen kann.

Das Wetter macht nicht mit

Der März ist auch schon wieder fast so schön verknüllt wie
eine Brötchentüte
Die Sonne knallt und trotzdem ist es kalt
So war es immer schon in dieser Gegend
Das Wetter macht nicht mit
Den Tauben ist es relativ egal
Ich denke an die Ukraine und an Stalingrad
Und morgens höre ich sehr früh die Krähen
Mir kann ich jetzt nur raten
Mich weiterhin sehr ruhig zu verhalten
In Deutschland wird gestreikt
Die Bahn will nicht mehr fahren
Es fiel sogar noch etwas Schnee
Doch sehr verspätet
Niemand will die alten Leute aufbewahren
Für mich gibt es kein Weiterleben
Auch wenn man sich das vorstellen kann

Unser unerfülltes Leben

Ein Montag in meinem Leben
Wie selten er wiederkehrt
Jedenfalls dieser
Mit ein bisschen Sonne im Hintergrund
Ein kurzer Ausschnitt daraus
»unser Leben«, sagt meine Frau
»wird nicht erfüllt sein, wie das der Queen.
Wir werden uns vielleicht mal als Marienkäfer begegnen.«
Solche Sätze von ihr.
Ich stellte sofort das Kauen ein.
Quittengelee.
»Wir müssen uns dann aber nicht mehr die Zähne putzen«,
beruhigt sie mich,
die wirklich an alles denkt.
»Aber du«, sagt sie, »musst deine Flügel in Schuss halten.«
Ich nicke, verspreche es ihr,
bevor ich zu meinem nächsten Rundflug starte.
Von mir bis zu ihr
ist es zum Glück nicht so weit.

Heimweh zum Gummibaum

Seit dreißig Jahren steh ich in dem Zimmer rum
Ich fühl mich wie ein Gummibaum
Der dämmert da so vor sich hin
Mit viel Routine in sich drin
Manchmal würde er sich gern von mir entfernen
Eine kleine Strecke nur
Und dann kehrte er schon wieder um
Man kann nicht einfach so sich selbst verlassen
Ohne eines dieser Heimwehs zu entfachen.

Nivea und Cappuccino

Ich mag es, wenn ich das Geräusch höre, dieses Fauchen
der Kaffeemaschine
dazu den Wind, wenn er in die Sonnenschirme fährt und
sie ins Flattern bringt,
und wie aufgeregt sie dabei sind und sich erschrecken ...
In fünf Monaten ist schon wieder Weihnachten, doch jetzt
sitzen wir auf der Terrasse, oder bilden wir uns das nur ein?
Früher, als ich klein war, war das alles noch sehr neu für
mich, wie die Niveadose, diese schöne blaue Farbe. Wie
schade, dass ich sie nicht aufgehoben habe und diesen klei-
nen Körper, in dem ich drin gewesen bin.
Auf meinem Handy kann ich ihn noch sehen.

Parkplatz am Sonntag

Der Parkplatz scheint noch zu schlafen.

In einem Auto liegt hinten ein großer weißer Tiger. Aber auch er rührt sich nicht.

Seid unbesorgt! Die ganze Stadt ruht sich aus, macht gerade ihr Sonntagsschläfchen.

Wir alle ruhen aus, würden gern hinten im Auto liegen, lediglich ein bißchen zucken mit dem Fuß, wie vor dem Abstoß, den der Torwart von Carl-Zeiss Jena besorgt. Wie immer. Auch der Ball, der jetzt in seinen Armen leise schnarcht.

Seid unbesorgt. Es steht immer noch Null zu Null.

U-Bahn, Uhlandstraße

So gepflegt, wie sie aussieht
(sagte man früher)
nur ihre Beine sind eindeutig sichtbar und
übereinandergeschlagen
nichts, was ablenkt von ihnen
was irgendwie stören könnte,
eine Laufmasche zum Beispiel,
die wie ferngelenkt nach oben zieht,
so einfach sind sie
dass man bloß hinsehen muss,
um dabei zu sein
um bei ihnen zu bleiben
dieses Glück,
das mir gegenüber sitzt
in der S-Bahn, Uhlandstraße

Abendlied kursiv

Diese Weite da draußen vor meinen Augen, wenn ich aus dem Fenster schaue.

Eine schöne Erfindung, dass man einfach so in die Ferne gucken kann, ohne Eintritt dafür zu bezahlen.

Diese Gegend noch nie von einem Mercedes berührt oder betastet.

Und die Kühe: wie geschickt sie auf den Weiden stehen. Und unter ihnen das Grün, von dem sie nie genug kriegen, an dem sie fortwährend ziehen und rupfen, um auf den Grund zu kommen, den sie darunter wohl vermuten.

Manchmal zeigen sie das Thema in der Tagesschau, mit einer Parkbank und mit einem kleinen See im Vordergrund. Zwei Personen gehen durch das Bild mit einem Stock, den sie durch die müde Landschaft tragen. Und man hört es, wenn die Herzen stärker schlagen.

Bis zur Küche winken

Die Küche entfernt sich immer weiter von mir.
Die Reise wird langsam beschwerlich,
auch wenn mich die hauseigene Märklin-Bahn kostenlos
dort hinbringen würde.
Der Stromzähler läuft,
immer in Betrieb,
made in Yugoslavia,
so wie ich.
Man weiß es nicht genau.
Koffer, baggage too much und vier frische Unterhosen.
Manchmal fällt es mir selbst schwer,
mich von mir zu verabschieden,
mich einfach stehenzulassen,
wie eine Romanfigur.
Wink wenigstens!
Es war doch wirklich manchmal auch schon schön bei mir,
in meiner Wohnung, in mir drin,
wie an einem Urlaubstag,
an dem es nicht regnete,
im Harz, oder an der Biggetalsperre.

Edward Hopper: »Automat«

Manchmal denke ich an dich. Plötzlich, unvermittelt geschieht das. Und ich bin erstaunt darüber, daß das geht, auch wenn man ganz woanders ist und dich nicht sieht. Plötzlich denke ich an dich in Wanne-Eickel und sogar in Oer-Erkenschwick und wie viele Möglichkeiten es gibt, an dich zu denken. Direkt hinter dir, noch ungewaschen und schläfrig liegt Eduard, unser Hase. Man sieht nur seine weißen Ohren, die aus dem Versteck herausragen. Und neben ihm ruht Tiger, sein kleiner Freund. Er zuckt und träumt und hat noch seinen getigerten Schlafanzug an. So liegen sie, Seite an Seite, in einen schwarzen Wollpullover gewickelt, der sich wie eine Mutter um sie kümmert. Mit seinen Ärmeln sind sie zugedeckt und werden so gewärmt, als hätten sie kein Fell und nur ein kleines Stück von ihnen entfernt, tapsig und schwer von der Müdigkeit, die sich nur langsam wie eine Riesenschildkröte zurückzieht, befinde ich mich selbst, zu meiner Überraschung. An der äußersten Kante des Tisches hat ein mir freundlich gesonnener Engel eine Tasse Kaffee hingestellt, damit ich auftaue und fähig bin, das Bild von Hopper anzusehen, das eine Frau zeigt, ganz allein in einem Café, mit ebenfalls einer Tasse vor sich. Sie trägt einen Mantel, der hintergründige Farbe besitzt und am Kragen und an den Ärmeln mit einem dunklen Pelz eingefasst ist. Und jedesmal wenn ich die Dame ansehe, denke ich an dich und daran, was noch offen ist, was noch nicht gedacht wurde, was jetzt gesagt werden kann. Jetzt ist es an der Zeit, denke ich.

Eine Kerze für mich

Ich sehe den Baum vor dem Fenster. Die dicken Tauben auf den Zweigen. Wie gut sie sich darauf halten können, obwohl sie keine Arme haben. Wie gut sie balancieren, Gleichgewichtskünstler am Schwebebalken. Wie elegant sie landen, den Flug abfedern. Sie könnten im Zirkus auftreten. Und was machen sie auf den Zweigen? Ruhen sie aus? Verdauen sie? Könnten miteinander sprechen. Warum sprechen sie nicht? Haben sie sich nichts zu sagen? Jetzt ist eine Taube näher gerückt, sitzt dicht neben der anderen.

Ich sage ja auch nichts – merke ich gerade. Ich sitze hier auf meinem Stuhl und gucke nach draußen, auf den Baum. Gucke zu und bin gespannt darauf, was sie machen, die jetzt leben, zum gleichen Zeitpunkt, in diesen wenigen Jahren, die wir hier verbringen werden, auf den Stühlen, oder im Stehen, bevor die Nächsten kommen, unsere Plätze einnehmen und gurren. Ein komisches Gefühl. Und mehr kann ich dazu gar nicht sagen. Soweit vorausdenken möchte ich noch nicht. Sage lieber »Amen«. Und zünde eine Kerze an.

Wo bei mir hinten ist

Wahrscheinlich werde ich jetzt immer so weitermachen:
immer weiterschreiben, auch weil ich keine Alternative
dazu habe, keine dazu sehe.

Ich kann doch jetzt nicht plötzlich anfangen zu malen,
nicht mal leichte Aquarelle, wie mein Vater in der Hobby-
oder Ferienphase.

Wie gut, dass ich wenigstens weiß, wo bei mir hinten ist,
und dass ich eine schwarze Unterhose trage.

Es roch so weiß wie Bademäntel

Die Wohnung roch so weiß wie Bademäntel
Wir blieben dort und ließen uns sehr lange leben.
Und spielten manchmal mit der Wirklichkeit.
Sie ging uns bis zur Schulter
Und wollte sich mit uns vergleichen.
Das weiße Brot sprang fast bis an die Decke
und braun gebrannt und nützlich
kehrte es zur Erde und zu uns selbst zurück.
Es hatte nur die Postleitzahl vergessen.
Die Wirklichkeit, mir fiel sie manchmal plötzlich ein.
Die Stufen hatten viele interessante Stellen
Und sendeten in einem fort Signale aus
Wir aßen und wir fühlten uns wie Astronauten.
Der Stift schreibt uns das alles auf.
Es müsste jetzt noch etwas kommen,
doch habe ich es längst vergessen.
Novalgin ersetzt durch Toraldol.
Wird es mich heute noch mal geben.
Ich rieche jetzt nach Dunkelheit und Blässe.
Im Schrank ein Wald von bunten Kleidern,
die meiner Mutter immer noch gehören.
Wir werden sicher auch bald sterben.
Die Gegenwart lässt sich sehr bald von mir nicht stören.
Novalgin ersetzt durch Toraldol.

Auf nach Wladiwostok

In Wladiwostok ist es fast immer sehr windig. Ein wuchtiger Wind.

In fünf Tagen und sechzehn Stunden wäre ich dort.

11559 Kilometer die schnellste Route. Ich fahre gleich los. Auf nach Wladiwostok, am besten über die Kornstraße, an der Ergotherapie Aline Kaebler-Bellmann und an der Bäckerei Ferkau vorbei, schon sind wir in Huckelriede, gucken auf Mykonos III und den Gözde Grill gegenüber, dann schon Carglass, Carglass muss einfach sein, und gleich sind wir auf dem Zubringer, fast ist schon Arsten in Sicht. Nur nicht das Ziel aus den Augen verlieren, Kirchweyhe muss auch sein und die Region Primorye, vergiss die Birkenwälder nicht. Später gehen wir über die Grenze nach Hanoi und übernachten gewiss in Shanghai. Eines Tages werden wir dann fast schon in Alaska sein.

Kampf ums Wohnzimmer

Die vielen Versuche schon am frühen Morgen bei Sonnenaufgang, den Teppichboden zu erobern; unbemerkt von Vater dringen die Truppen von Muster zu Muster, unbemerkt von Mutter entern sie die Kommode, die Geschirrschublade – da hatte man sie am wenigsten erwartet, dieses Bündnis mit Rosenthal-Porzellan in schneeweißen Kampfanzügen und spezialgefertigten Stiefeln, weil man auf diesem Material sehr unangenehm ausrutschen kann.

Plötzlich die ersten Schüsse. Vater reagiert nicht, mein Vater, der schon einmal in amerikanischer Kriegsgefangenschaft war. Er glaubt, der Krieg sei zu Ende. Auf ehemalige Flüchtlinge aus Ostpreußen können wir keine Rücksicht nehmen, die Tassen, die noch Tilsit gesehen haben und die Kaffeekanne, alles muß in den Rucksack, der wurde genehmigt und pro Person eine Reisetasche. Die Uhren jetzt alle auf den Tisch legen, noch mal kurz Auf Wiedersehen sagen und dann auf ein anderes Programm umschalten. Wir beginnen, das Wohnzimmer umzudekorieren, zunächst mit roten Fahnen. Der Kronleuchter, das Rathaus steht jetzt neben dem Notenständer. Leider müssen wir selbst für den Nachschub sorgen. Unsere Schwester will nicht den Abwasch machen. Muß man da nicht von einem Pyrrhussieg reden? Was morgen in der Westfälischen Zeitung stehen wird, Seite eins; und so leben wir von einer Besatzungsmacht bis zur nächsten und wieder zurück.

Ich würde gern noch die Kommode stürmen, hinter dem Klavier. Und vergesst nicht die Kondome und etwas Bargeld für den Zwangsumtausch!

Seeblick: Lassahn

Die Obstbäume am Straßenrand wie Ausdruckstänzer: jeder in einer anderen Pose erstarrt. Hat meine Frau gerade gesagt.

Sind dann aus dem Auto ausgestiegen, diesem weißen Kasten, und zum See runtergelaufen. Standen dann auf dem Steg, und ich sah uns wie Enten im Wasser aufgeregt herumschwimmen, auch wenn wir dort im Mantel standen. War so, als würde uns diese Landschaft gehören. Könnte man sich dran gewöhnen. Sogar der Kaffee hatte mir gefallen, goß ihn immer wieder in den Mund hinein. Hätte ihn auch in andere Münder hineingießen können. Nur den Kuchen wollte ich für mich behalten. Auch die Kännchen gefallen mir jetzt immer mehr. Könnten den ganzen Tag neben mir stehen, neben mir und der Eierschecke. Damit ich sie jederzeit anfassen kann. Bin nun mal so einer, der alles anfassen muss. Das Anfassen bringt uns doch alle eher und noch mehr zusammen. Dazu diese Landschaft und Schilf und ein leerer See in der Mitte.

Märchenhafter Rückpass von Franz Beckenbauer

Einmal habe ich am Rande eines Rasens neben Kaiser Franz gestanden.

Da standen wir, standen wir wirklich, und während wir dort standen, sagte Herr Beckenbauer wörtlich zu mir: »Jeden Samstag, manchmal auch schon mittwochs, muß ich diese Fußballspiele sehen«.

Vor uns befand sich das Spielfeld, das er so satt hatte. Vielleicht waren es auch die Spieler von Bayern München, die, da sie ständig haushoch überlegen waren, momentan überhaupt nicht zu sehen waren; vielleicht befanden sie sich schon hinter dem Horizont, oder spielten in einer Turnhalle, im Warmen, und belagerten dort wie die alten Griechen das Duisburger Tor – manchmal öffnete sich die Glastür, aber wahrscheinlich stand es immer noch Null zu Null.

An seiner Stelle wäre ich jetzt fröhlich pfeifend zum Parkplatz übergegangen. Vielleicht gab es im Wald einen See, darüber Wolken, wunderbar schwere –

wie sie der Dichter in einem Gedicht besingen würde; aber als er sich umdrehte, stand da schon wieder ein Rudel von Autogrammjägern, das seinen Mercedes umlagerte, als würde es sich um das Duisburger oder Bochumer Tor handeln.

»Was wird von Ihnen bleiben, Herr Beckenbauer, nach so vielen Fußballspielen?« fragte ich ihn.

»Ja«, sagte er und hob dabei resigniert seine Arme zum Himmel, wie jemand, der wußte, daß er nur den Pfosten getroffen hat.

»Ja«, sagte er.

Ceramica Cleopatra

Nächstes Jahr spiele ich für Ceramica Cleopatra.
In der nächsten Saison trete ich ihnen bei.
In der katholischen Kirche war ich schon.
Auch bei Albert Schweitzer in Lambarene.
Was Gutes getan für die kranken Afrikaner.
Wie gut das tut.
Und abends streichele ich leise ein Mädchen.
Will einfach immer dankbar sein
Für alles und für das gute Essen,
auch wenn mich mal ein Brief aus Bayern hier erreicht.
Gestern habe ich auf der Terrasse gesessen und
fühlte eine Lastkraftwageneinsamkeit,
die mich mit einem Dieselgeruch durchquerte,
an allen Organen fuhr sie vorbei,
immer auf der rechten Seite, vom Kilometerrausch befallen,
die Landschaft zweifelsohne ansehbar,
via Kroatien bis fast nach Sansibar. Ich nahm die Fähre.
Die Zeit ist dabei unwahrscheinlich langsam, ja rückwärts
fast verflogen
(als würde man von ihr gestreichelt)
Eben noch habe ich den Erwachsenen zugehört.
Jetzt bin ich selber ein Erwachsener geworden,
bin zu Besuch gekommen und habe freundlich alles mit
euch durchgesprochen, ich hab euch zugesehen,
wie ihr lachtet, und dieses Bild hat sich tief in mir
eingepägt. Nächstes Jahr komme ich wieder.
Nächstes Jahr werde ich für Ceramica Cleopatra spielen.
Ich habe den Vertrag schon unterschrieben.

Das Wetter in den Bilderbüchern

So kalt heute, dass man gar nicht wagt, das Wort »Juni« in den Mund zu nehmen, oder gar an den Körper zu pressen. Beim Ausatmen der Nebel, der sich im Zimmer verteilt, worin die Bücher, auch die dicken verschwinden. Gestern hatten wir noch einen Sommer auf dem Balkon, der uns vormachte, dass es immer so weitergehen könnte.

»Dabinten, im dunklen Wasser, ein regloser Schwan, wie es in solch ein nachgestelltes Bild passt.« Ja, sowas muss man einfach yellowgrell mit dem Stabilo-Boss-Schwan unterstreichen. So kalt war es noch nie in den Bilderbüchern. Grisella, unser Eselmädchen, wünscht sich ein wärmeres Fußkleid, so kleine Fransen um die Hufen, wie sie die Kaltblüter haben.

Und Lala, unser Koala-Bärchen, das sich gern Huckepack nach Hause tragen lässt, erzählt mir, wie es vor dem Spiegel ausprobiert hat, wenn es einmal Brüste haben wird, führt das für mich vor, hebt dabei sein dünnes, dunkles Fellchen an.

Frau Niepenberg

Meine Mutter, wenn sie gemalt worden wäre, so verschwommen wie Frau Niepenberg schon 1965 vor der Fächerpalme, die sie festhält oder umgekehrt, zum Verwechseln ähnlich, wie sie lächelt –

Christie's erwartet jetzt sieben bis zehn Millionen Dollar für das Bild, das mir immer noch gehört. Warum sollte ich mich von meiner Mutter trennen. Auch wenn sie kaum noch zu erkennen ist, aber sicher dankbar für jeden Liebesbeweis.

Wie lebendig sie war, wie sie sich wiegte, vor und zurück. Da musste nur ein Klavier stehen, nur die Idee eines Klaviers, eine Taste, schwarz oder weiß.

Aber heute ist Montag. Kann man kaum erkennen. Könnte auch schon Dienstag sein. Genauso grau wie alte Herrenstrümpfe. Montag also, »*nicht von Zweifeln angekränkelt und dadurch nicht in seiner Wucht geschwächt*«, wie meine Sekretärin meinte. Dachte wohl an B. dabei.

Fünfundachtzig Kilo

Ich versuche mir vorzustellen, wie das aussehen würde,
wenn ich jetzt plötzlich zu laufen begönne.
Ich bin seit Jahren nicht mehr gelaufen.
Und jetzt sehe ich mich plötzlich wieder laufen,
als ich aus dem Fenster guckte, sah ich mich,
ein Mann, der dort unten auf der Straße lief,
um die Bahn noch zu erreichen.
Diesen kurzen Ausschnitt:
Schafft er's, oder schafft er's nicht?
Am Klingelschild, wenn auch verschwommen, war sein
Name noch zu lesen.
Er keuchte, rang nach Atem und im Fernseher lief ein Spot,
immer wieder der gleiche, der jetzt seinen Bauch noch
zeigte: 85 Kilo waren darauf abzulesen; und ich sah, wie in
einem Spiegel, immer wieder dorthin.

Gedicht mit Panne

Vieles ist eigentlich viel zu klein
Augen zum Beispiel
wachsen nur wenig
Und doch kann man soviel damit sehen.
Man kann aus ihnen rausgucken
Wie aus einem großen Fenster ohne Gardinen
zur Sicherheit hat man zwei
ein Wunder, dass man durch sie nicht atmen kann,
sie quietschen auch nicht
haben nie Muskelkater
auch wenn sie ein Fußballspiel betrachten,
das in die Verlängerung geht,
oder zu lange auf einen kleinen Vermeer sehen.
Im Badezimmer wartet der Schukostecker auf sie
und sieht ihnen dabei zu, wie sie älter werden.
Ich liebe dieses Gedicht, so wahr heut' Mittwoch ist.
Auch etwas von IKEA und MARTIN KIND
findet sich darin,
die gelben Buchstaben, die tief in der Nacht
den Himmel und die Autobahn anstrahlen,
diese Stelle, die wir nie vergessen haben,
nie vergessen werden,
wenn man da einmal gestanden hat, ganz am Rand,
hinter der Leitplanke und auf den ADAC wartet,
mit großen Augen und mit einer Luftpumpe in der Hand.

Moderne Erinnerung an Omsk

Das Original gibt es nicht mehr. Aber es ist angenehm anzusehen, wie wir da sitzen. So entspannt habe ich mich wahrscheinlich noch nie gesehen. Sehe mich ja sonst eher nicht, gucke immer nur nach vorn, oder höchstens zur Seite, wie vom Fahrersitz eines Fahrzeugs; und so konzentriert zugleich, als würde gerade jemand einen Vortrag halten mit Lichtbildern aus der Mongolei oder aus Omsk. Oder schlafe ich gleich ein?

Die Gläser sind eindeutig leer. Der Rotwein ist aus. Vielleicht diskutieren wir gerade, ob wir noch eine Flasche bestellen, oder es dabei bewenden lassen.

Und so könnte der Abend weitergehen. Es muß ja nicht immer das Original sein, zumal es das Original nicht mehr gibt.

Mit einem Foto hält man die Erinnerung wach, oder weicht sie noch mal ein, damit sie locker und elastisch bleibt.

In roter Farbe und mit Liszt

Sie spielt wunderschön, die Pianistin (eine Chinesin), die klein ist und gern hohe Schuhe trägt und ganz wenige Sachen am Körper (nur das Notwendigste, damit sie nicht abgelenkt wird).

Doch ihre Finger rasen über die Tasten, rennen förmlich davon, als seien sie auf der Flucht vor Mozart und Beethoven.

Der Boden ist nass, die Töne fliegen an die Decke, die Lampen hören intensiv mit, die Menschen träumen von dem Gefühl, das in diesem Saal herrscht. Ich hörte davon.

In ihren Unterarmen staute sich noch etwas Abendwärme aus dem fernen Osten. Und wie sie sich dann verbeugte, was da aufblitzte, war wieder dieser schlanke Leib in roter Farbe und mit Liszt.

Und wie sie geliebt wird.

Jeder will sie kriegen.

Kriegt sie aber nicht.

Typische Küchengeräusche

In der Küche die Geräusche, die ich kenne.
Wie eine Katze höre ich aufmerksam zu,
sortiere das Wichtige vom Unwichtigen:
Jetzt wird ein Cappuccino angefertigt.
Jetzt das Brot aufgeschnitten.
Und später werde ich mit vollem Magen in der Hänge-
matte liegen ...
von Bestellungen träumen, die dringend angenommen
werden müssen.
Sie stauen sich schon. Sie hupen.
So viele Silbertablets, die hin- und hergetragen werden ...
»Du sollst es richtig gut bei uns haben«, sagt eine Stimme,
wenn ich nach Hause komme. Der Fernseher ist an,
der alte Marathonläufer, die ersten Schüsse fallen,
das Brot wird abgeschnitten, die Kaffeemaschine läuft,
der Hund unterm Tisch ...
»Du sollst es gut haben«, sagen sie und streicheln mich.
So viel Warmes kommt aus dem Kamin, so warm, dass
man es kaum anfassen kann. Und im Hintergrund rattert
eifrig die Nähmaschine von Dürkopp, aus Bielefeld gebür-
tig.
»Das kann doch nicht wahr sein«, sagt meine Frau,
die sich das Bild ansieht, aber nichts darauf erkennt,
weil es zu abstrakt ist.
Dann ist auch dieser Tag wieder vorbei. Ich kümmerge
mich um die Pflanzen auf dem Balkon und mache das
Licht an und aus, bis der Strom abgeknipst wird.

Die nächste halbe Stunde
(ein Portrait von ihr)

Vielleicht beginnt sie heute etwas später. Vielleicht irritiert sie die Stille.

Oder ist es ihr heute zu kalt?

In der man gern lesen möchte, ganz für sich, auf dem Sofa.

Wo man dann sitzt mit einem Glas Wein auf der Anrichte.

Mehr wüsste ich momentan nicht zu sagen. So schön ruhig heute.

Keine Bauarbeiter. Nur die Waldsteinsonate, der zweite Satz, so ab der zehnten Spielminute.

Oder wieder Diabelli. Muss man nicht sooft aufstehen.

Und dann beginnt schon die nächste halbe Stunde.

Anne Schotten

Karfreitag heute, die Kreuzigung hat begonnen.
Ich dachte schon, wir seien zu spät gekommen.
Ich saß auf der Treppe und drehte mir eine Zigarette,
JAVAANSE JONGENS, sah in den alten Kalender,
fand meine Zahnarzttermine bei Frau Becker darin,
ein ganzes Rudel, unversehrt. Und all die Rechnungen,
die zu begleichen waren, ein großer Stapel.
Bin dann nach Ungarn geflohen mit einer Büroklammer
links im Gebiß.
Das ganze Jahr durchgestrichen mit einem kühnen Strich.
Anne Schotten schreibt eindeutig besser als ich.
Das Präsens von ihr lasse ich ganz dicht an mich heran.
Es widersetzt sich nicht, wenn ich mit ihm ein bisschen
spiele.
Hier in Berlin ist es neun Uhr sechsunddreißig gerade,
in Adelaide alles in allem schon sechsunddreißig Grad.
Ich lasse die Zahlen ein wenig verändern,
und morgen nehm' ich sie wieder heraus.
Das Konto bei der Commerzbank ist schon im Januar über-
zogen. So ging es weiter bis tief in den März hinein.
Karfreitag, die Kreuzigung wie geplant durchgeführt.
Es gab nur unerheblich Proteste.
Ich bin zu spät gekommen. Ich habe noch einen Kaffee ge-
trunken und dabei Anne Schotten getroffen.
Das Imperfekt weiß es noch nicht.
Anne Schotten schreibt eindeutig schneller als ich.
Man könnte gleich schon wieder traurig sein und sieht
noch einmal tief in diesen Wald hinein.

Die Geschichte der Froschfamilie

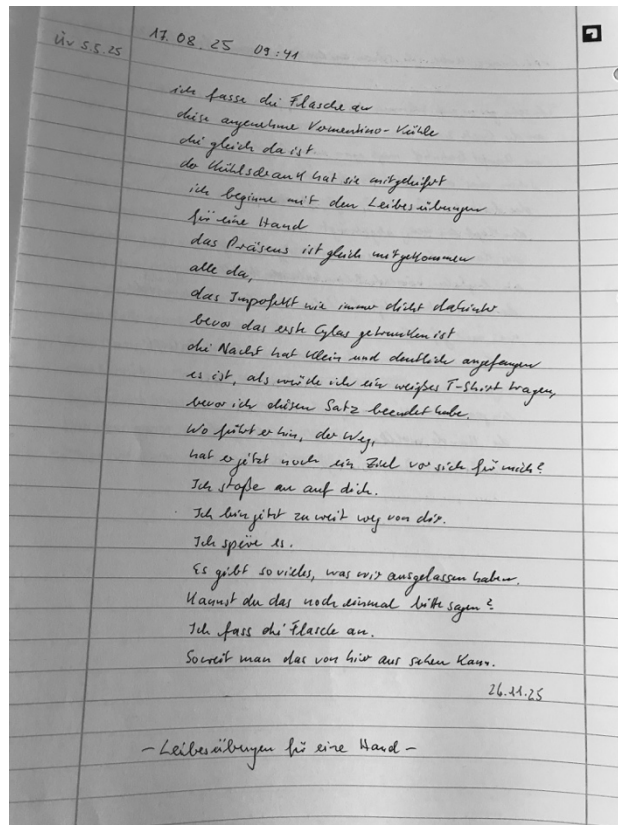
Ich erzähle mir immer wieder kleine Geschichten, die keinen Zusammenhang haben, die irgendwo anfangen und irgendwo enden. (Ich weiß es selbst nicht so genau.) Es ist, als würde ich sie noch immer meinem Bruder erzählen. Das Licht ist aus. Und das ist meine Stimme. Hörst du sie? Kannst du dich daran noch erinnern? Ich habe vorn, gleich neben der Tür, mein Bett gehabt. Du weiter hinten. Und nur dir habe ich meine Froschgeschichten erzählt, meine Abenteuer mit der Froschfamilie; und diese Stimme war meine, ist immer noch meine, hörst du sie? Ich habe für dich dieses Radio gespielt, dieses Programm habe ich für dich erfunden. Du hast nicht mal auf den Knopf drücken müssen, auf den Schalter, so wie man das Licht anknipst. Und dann bist du bald eingeschlafen. Und sobald du eingeschlafen warst, habe ich aufgehört zu sprechen, habe ich mir die Geschichte der Froschfamilie weitererzählt, leise, ohne Worte zu benutzen und mir dabei zugehört, bis ich selbst eingeschlafen bin.

Die Geschichte von mir und meinem Lastkraftwagen jetzt um acht

So müde schon und schwach am frühen Morgen wie eine kleine Nachttischlampe, als würde man in einem Lastkraftwagen im Jahre 1950 den ganzen Berg hochkriechen. Als müsste man ihn mit den Händen schieben. Manchmal scheint es so, als müsse man gleich stehenbleiben, hätte doch schon aufgegeben. Keiner winkt dir zu. Nicht mal eine kleine Schweizerin mit nassrasierten Schenkeln, die du gar nicht sehen kannst, feuert dich noch einmal an in diesem kurzen Leben, du direkt am Steuerrad in deinem alten Lastkraftwagen, ohne anzuhalten. Anzuhalten würde dieses Fahrzeug jetzt in diesem Stadium nicht mehr verkraften. Erstmal müssen wir den alten Berg hochfahren, und dann stürzen wir uns wieder runter mit der ganzen Ladung hinter uns, sehen aus wie frische Selbstmordkandidaten, falls die Bremsen ihren Dienst versagen.

Wie oft bin ich mit dem Dieselmotor da hinaufgefahren, eine Wolke hinter mir in Schwarz, und jetzt ist es wieder kurz nach acht, wenn ich aus dem Fenster sehe, aus dem alten Lastkraftwagen, sehe ich dieselben Häuser stehen da, wo sie gestern auch schon standen, wo man sie ja auch schon hätte sehen können, wenn man sich die Mühe machte, sie sich anzusehen. Aber sehen taten wir sie nicht, oder sahen sie nur kurz, oder ihre Schemen nur, fuhren stur daran vorbei, an den Fenstern und den Türen in die gleiche Richtung immer weiter, immer nur nach vorn, und es regnet. Dabei hat es gestern erst geregnet, regnete es sehr, und die Scheibenwischer machten »links« und machten »rechts«, und das einzige, was sich bewegte, sind die Scheibenwischer und die dreizehn, vierzehn Sachen, die der Laster macht, die er immer wieder sucht zu machen, wie man es gewohnt ist auch von einem alten Lastkraftwagen. Was ich sagen wollte, ich bin schlapp. Und der Motor ist es

auch. Müde schon am frühen Morgen. Das ist die Geschichte von dem Lastkraftwagenfahrer jetzt um acht.



Dieses alte Autofahren

Manchmal sitze ich am Steuer, meine Finger, meine Hände, meine Schultern etwas weiter hinter mir, meine Haare und mein Rücken, alles mitgenommen.

Wie gern sie sich fahren lassen und natürlich aus dem Fenster gucken. Die Richtung spielt keine Rolle. Es genügt, Störche zu sehen, da, kurz vor Neu-Ruppin auf dieser Riesensiese picken sie und stöckeln sie sehr gern. Eine Pause, ein paar Schritte zur Toilette und wieder zurück. Das Auto gesucht. Wo ist es stehen geblieben? Vielleicht hat es sich hinter einem Lastwagen versteckt. Eine Portion Pommes und Ketchup, sehr viel, zwei Tüten, besser noch drei, dann wieder eingestiegen, bevor es dunkel wird. Die Tür laut zugeschlagen. Das Liebespaar beim Knutschen erschreckt, das im Auto neben uns sitzt. Könnten Freunde von uns sein, oder ich selbst mit meiner türkischen Nachbarin. Zwei Nachbarn, die in ihrem Auto sitzen und nach draußen rauchen, dabei geht es auch so schon dem Sauerstoff in der Raststätte so schlecht wie dem Ruhrgebiet. Zurück auf die Autobahn. Die Verletzten auf die Standspur tragen, bergen, bergen, aber nach Holland fahren wir heute nicht. Also wohin? Krankewageneinsätze von heute direkt zum Nachlesen. Beschleunigen, den Hebel nach vorn, wie im Flugzeug, vielleicht fliegen wir schon nach Kuba.

Augen zu und auf sie drauf mit Geheul und hinter den Anderen her, wie ein Verfolger. Bis zum Horizont holen wir sie alle wieder ein. Eben noch dachte ich, ich wäre allein bis nach Heidenheim. Doch alle Plätze sind besetzt. Tiger sitzt hinten, die Kragenbärin rechts neben dem Beifahrersitz. Lala, das Koalabärchen hat schon wieder Stullenappetit, kaum dass wir angeschnallt sind. Wir müssen uns anschnallen, die Tatzen ruhig halten, die Fenster zumachen, damit der Lärm nicht überhandnimmt. Den Zündschlüssel nach rechts drehen, oder nach links, bis er abbricht, dem Motor wieder zuhören, dieser treuen Seele, spiel uns, sag uns was

Schönes. Diese alte Autofahrerei, wie ich sie liebe, dieses runde Gefühl, wenn die Hände auf dem Steuer liegen, sich hinlegen und ausruhen und vor uns die Ferne, die unendliche Weite, die Rehe, die Störche, die Kilometer und der Ural, Aral und Wladiwostok, van Gogh und die holländische Malerei. Ein Cello taucht manchmal im Radio auf, ein Schiff am Horizont schiebt sich durch die Wellen nach Dänemark durch und meine kleinen, müden Pupillen, die etwas schon nach innen schauen.
Merkwürdig, dass wir jetzt plötzlich auf der Rückfahrt schon wieder sind.

Ein kleines Gelb vielleicht

Manche Tage vergehen sehr langsam, als sei man die ganze Zeit nicht da gewesen, oder auf einem Trecker über die Äcker und hätte nur in die Ferne gesehen.

Das Präsens robbt sich manchmal noch an uns heran, bis man es beinahe anfassen kann.

Ein kleines Gelb vielleicht, so zahm wie ein Spiegelei.

Ein kleiner Vogel fliegt sehr schnell vorbei.

Man könnte gleich schon wieder traurig sein.

Goldfische als Fahrtenschwimmer verkleidet

Goldfische würden auch gern einmal stehen bleiben,
vom Fahrtenschwimmen befreit,
sich hinsetzen
und jemanden fragen, wie weit es noch sei,
bis man im Badezimmer ist,
sich einmal gründlich abtrocknen,
mit einem orangefarbenen Handtuch,
bevor es wieder von vorne beginnt,
diese Gewohnheit, die nie aufhören wird.

Nachwort

1.

Klaus Johannes Thies führt eine eigene Website¹, in der er wesentliche Informationen zu seinem schriftstellerischen Wirken der Öffentlichkeit zugänglich macht. Wird die Seite aufgerufen, zieht zunächst eine Schwarz-Weiß-Fotografie von bezifferten Archivschachteln die Aufmerksamkeit auf sich. Thies, der laut Selbstauskunft nicht nur ein täglich Schreibender ist, sondern auch gerne fotografiert, sammelt in diesen Archivschachteln – so lässt sich vermuten – eine Vielzahl an Texten, Bildern und weiteren ihn interessierenden Dingen. Aus dieser Sammlung wurden bisher nicht veröffentlichte Texte für den zweiten Teil des vorliegenden Lesebuchs ausgewählt, und dementsprechend mit *Aus dem Archiv* übertitelt.

Der Sinn (s)eines Archivs – bewahren, ordnen, sammeln – kann auch auf das Thies'sche Schreibverfahren übertragen werden. Insofern, dass seine Texte archivierte Ergebnisse des Hinschauens, Wahrnehmens, Auf- und Erspürens seiner (Um-)Welt sind. Dazu zählen das Wahrgenommene beim Blick aus dem Fenster, Begegnungen mit anderen Menschen, aber auch Erinnerungen: Schon wieder ein Archiv, möchte man beinahe sagen. Hier das mentale Archiv der Erinnerungen.

Klaus Johannes Thies hat sich für sein Schreiben auf die literarische Form des Kurztextes konzentriert. Kurztexte gehören einer nicht festumrissenen literarischen Gattung an. Anders sieht es da mit den Gattungen Roman, Novelle, Gedicht aus. Vielleicht wäre dieser Befund, die Texte nicht unmittelbar in gängige Lesemodi einordnen zu können, hilfreich, wollte man dem häufig schwer nachzuvollziehen-

¹ www.klausjohannesthies.de

den Phänomen, warum manche Titel den Buchmarkt erobern, andere hingegen Geheimtipps bleiben, am Beispiel von Thies' Büchern nachgehen. An dieser Stelle mag es genügen, den Hinweis zu geben, dass die Texte von Klaus Johannes Thies unbedingt eine größere Leserschaft verdient haben, oder auch den einen oder anderen Literaturpreis. Hierzu sei Michael Krüger aus seinem *Nachsatz* zu *Unsichtbare Übungen* zitiert: »Wenn er einmal den Kleist-Preis (oder einen anderen Preis) erhält, dann können alle, die sein Buch gelesen haben, sagen, sie hätten es schon immer gewusst«².

Neben Michael Krüger zählt auch Mirko Bonné zu den Stimmen aus dem Literaturbetrieb, die das Thies'sche Schreiben ins Licht rücken.³ Bonné sieht Thies in der Nachfolge von Robert Walser, Daniil Charms, oder auch von Jürgen Becker und Günter Eich. Seinen Texten haftet aber keinesfalls etwas Epigonales an – wer Thies' Texte liest, bekommt den echten Thies: Seine Texte sind getragen von einem ihm eigenen Ton und thiesgesättigten Wahrnehmungen.

2.

Die Reihenfolge der Anordnung der Texte unterliegt keiner Zwangsläufigkeit. Dem Versuch, einen Kriterienkatalog zu erstellen, steht die Vielzahl und die Heterogenität des Erzählten entgegen.

Trotz der Kürze der Texte zeichnen sie sich durch eine große Ergiebigkeit ihres Gehalts aus. Ähnlich wie beim Lesen eines Gedichts gilt hier, je weniger der Leser durch eine

² Michael Krüger in: *Unsichtbare Übungen*, S. 145.

³ Zur Einführung in das Werk von Klaus Johannes Thies sei an dieser Stelle Mirko Bonnés Nachwort zu *Tango ohne Argentinien* nachdrücklich empfohlen. Es findet sich auch zum Download auf www.klausjohannesthies.de.

Texthandlung geführt, stattdessen mit Bildern und Beobachtungen konfrontiert wird, desto mehr ist er gefordert, das Gelesene in eigenes Verständnis zu überführen.

Indes gibt es ein sämtliche Thies'sche Prosaminiaturen verbindendes Element, den melancholischen Grundton. Dieser ist als ein *Gefühl* zu beschreiben, oder besser noch als Sammelbegriff für mehrere Gefühle ähnlicher Ausrichtung: Sehnsucht, Melancholie, Schmerz, Nostalgie, Einsamkeit ...

Venedig gilt als Topos der Melancholie. Klaus Johannes Thies war von Oktober bis Dezember 2018 als Stipendiat in Venedig Gast im Palazzo Barbarigo. Die Terrasse des Palazzo mit Blick auf den Canale Grande scheint wie gemacht für Thies' Abfassung von Prosaminiaturen mit seinen Beobachtungen, Assoziationen und Abschweifungen.

Was mit dem *Lesebuch Klaus Johannes Thies* aber schon jetzt vorliegt, ist der Beleg für die schriftstellerische Kunst von Thies, das oben beschriebene melancholische Gefühl auch auf Orte und Begebenheiten zu übertragen, die dieses Gefühl auf den ersten Blick nicht in sich zu tragen scheinen. Oder hätten Sie sich vorstellen können, über Bielefeld zu lesen, als durchstreife die Stadt ein Protagonist in einem Roman von Patrick Modiano oder als habe Gerhard Richter sie in einem seiner Gemälde abgebildet?

Der melancholische Ton zeigt sich auch, wenn Thies eines seiner frühen Fußballidole ins Wohnzimmer seiner Familie imaginiert:

Aber da war nur Šoškić, mein altes Torwartidol, stand immer noch im Tor, als ob sie ihn vergessen hatten vom Spielfeld zu nehmen, trug eine Schirmmütze gegen die tiefstehende Sonne und sah sich in der Wohnung meiner Eltern um. Vielleicht hätte er sich sogar ans Klavier gesetzt, oder mit uns zu Mittag gegessen, wenn wir ihn darum gebeten hätten.

Kurzvita

Klaus Johannes Thies wurde 1950 in Wuppertal geboren, wuchs in Bielefeld auf, lebt seit 1975 in Bremen und seit 2000 auch in Berlin. Seit den 1980er Jahren war er als freier Mitarbeiter für Radio Bremen tätig.

Als letzte Veröffentlichungen sind erschienen: *Tango ohne Argentinien. 111 Shorts* (2020), *Aus meinem Fenster. Parkplatz-Rhapsodien* (2018) und *Unsichtbare Übungen. 123 Phantasien* (2015), alle bei der Edition AZUR im Verlag Voland & Quist.

Textnachweise

Wenn ich meinen Bruder sehe, aus: *Unbedingte Zuname*. Dülmen: tende 1986 – *Cinema; Monte Carlo; Mit meiner Schwester und Stéphane Audran; In dieser Besetzung; Vierundsiebzig Kilometer vor Bremen; Eine Stimme auf Kassette aus Ostende; Links der Regenschirm und draußen der Regen; Abriss der Kunstgeschichte; Sehstau; Im Sonderzug nach Bremen; Handlung mit Pfiff; 4 Minuten und 25 Sekunden; Meine Lieblingssachen*, aus: Schurrmurr. Miniaturen, Bremen: Achilla Presse 1996 – *Morland Estate, Nummer 39; Alexander Kluge in London; Café Camus; Der Plural von Picasso; Mambo Light in Mecklenburg; In der Rußheide nah an den Stauteichen; Die fünfziger Jahre in Bottrop oder in Datteln; Familienfoto; Viel zu spitz und trotzdem Lothar Emmerich; Basler und der Pfosten; Für den am 24. November 1968 in Kleinochsenfurt gehaltenen Elfmeter*, aus: *Die Dunkelkammer unter dem Rock. Geschichten*, Leipzig: Reclam 1998 – *Mit meiner Mutter im Speisewagen der Deutschen Bahn; Ich erinnere mich an unsere Garderobe im Flur; Die Hand von Milutin Šoškić; Lied für ein alleinstehendes Gebüsch; Junge Lungen, sehr weit offen; Mit Friederike in Bielefeld; Große neue Köpfe; Die Deutsche Grammophongesellschaft; Kann weg; Bonnard; Der neue Torwart von Bologna (für Zvan); Ein Photo aus einem anderen Jahrhundert; Aufmerksame Alpen; Rheda-Wiedenbrück; Die letzte Inspektion; Nichts Schöneres, als bei IKEA Pommes zu verputzen; Meine Briefe an Beckett; Schwarzes Bild; Verwirklichung in Cis*, aus: *Unsichtbare Übungen. 123 Phantasien*, Dresden: edition AZUR 2015 – 09.07.2005; 21.07.2005; 22.07.2005; 19.11.2008; 23.01.2009; 01.06.2010, in: *Aus meinem Fenster. Parkplatz-Rhapsodien*, Dresden: edition AZUR 2018 - *Der Rest von mir; Spät aufstehen; Morgendämmerung á la Katz; Zu viel Feuilleton; Nach der Probe; Winkler am Abend; Mutterschulden; Das Entscheidende*

fehlt; Party mit Personen; Sommertag (nach Gerhard Richter); Taubenübertragung; Elizabeth Bishop; Diese schöne Opel Kapitän; Ich bin der Busfahrer; Erkundungen an mir von hinten, aus: Tango ohne Argentinien. 111 Shorts, Dresden: 2020 edition AZUR

Bei den Texten aus dem Kapitel *Aus dem Archiv* handelt es sich um Erstveröffentlichungen: *Bielefelder Selbstgespräche; Die Wahrsagerin; Felder; Kopf mit Unsinn und mit Obst verstopft; Am Ende ist doch alles immer richtig; Warme, aufgewärmte Abendbilder; Das alte Personal; Ferien an der Autobahn; Ich pfusche mich so durch dir Tage; O.T.; Sich vergnügen an Etüden; Tutu; Balkonstudie; Ungenauer Sendeschluß; Das Wetter macht nicht mit; Unser unerfülltes Leben; Heimweh zum Gummibaum; Nivea und Cappuccino; Parkplatz am Sonntag; U-Bahn, Umlandstraße; Abendlied kursiv; Bis zur Küche winken; Edward Hopper: »Automat«; Eine Kerze für mich; Wo bei mir hinten ist; Es roch so weiß wie Bademäntel; Auf nach Wladiwostok; Kampf ums Wohnzimmer; Seeblick: Lasahn; Märchenhafter Rückpass von Franz Beckenbauer; Ceramica Cleopatra; Das Wetter in den Bilderbüchern; Frau Niepenberg; Fünfundachtzig Kilo; Gedicht mit Panne; Moderne Erinnerung an Omsk; In roter Farbe und mit Liszt; Typische Küchengeräusche; Die nächste halbe Stunde; Anne Schotten; Die Geschichte der Froschfamilie; Die Geschichte von mir und meinen Lastkraftwagen jetzt um acht; Dieses alte Autofahren; Ein kleines Gelb vielleicht; Goldfische als Fahrtenschwimmer verkleidet.*

Dank

Der Herausgeber dankt dem Verlag Voland & Quist, bei dem die edition AZUR seit 2020 als Imprint des Verlags eine Heimat gefunden hat, für die Abdruckgenehmigung der Texte aus: *Tango ohne Argentinien*.



Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■ Peter Florenz

Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132) ■ Martin Becker (Bd. 133) ■ Fritz Eckenga (Bd. 134) ■ Walter Höher (Bd. 135) ■ Rolf Schönlau (Bd. 136) ■ Ursula Maria Wartmann (Bd. 137) ■ Siegfried August Von Goué (Bd. 138) ■ Klaus-Peter Wolf (Bd. 139) ■ Hans Georg Bulla (Bd. 140) ■ Herbert Somplatzki (Bd. 141) ■ Heinz-Albert Heindricks (Bd. 142) ■ Hartmut

Kasper (Bd. 144) ■ Heiko Werning (Bd. 145) ■ Wiglaf
Droste (Bd. 146).



Kontakt gem. GPSR